

Stückpreis 60 Pf., monatlich 1,80 M.,
vierteljährlich 5,40 M., halbjährlich 10,80 M.,
jährlich 21,60 M. Postgebühren und
Zinsen für Postbestellungen. Ausland-
abonnenten 6.— M. pro Monat.

Der „Vorwärts“ erscheint wochent-
lich zweimal, Sonntags und Montags
einmal, die Abendausgaben für Berlin
und im Handel mit dem Titel „Der
Abend“. Illustrierte Beilagen: „Volk
und Zeit“ und „Kinderfreund“, Ferner
„Unterhaltung und Wissen“, „Frauen-
stimme“, „Zeitspiel“, „Blitz in die
Bühnenwelt“ und „Jugend-Vorwärts“

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Die einseitige Kampfbahn
des „Vorwärts“ ist ein
„Klein-Angebot“ des ein-
seitigen „Vorwärts“ (täglich zwei
beidseitige Worte) jedes weitere Wort
12 Pfennig. Stängelgeld das erste
Wort 12 Pfennig, jedes weitere Wort
10 Pfennig. Worte über 15 Buchstaben
zählen für zwei Worte. Arbeitsmarkt
Seite 60 Pfennig. Familienangelegenheiten
40 Pfennig. Angelegenheiten im Haupt-
geschäft Lindenstraße 2 wochentäglich
von 7 1/2 bis 17 Uhr.

Redaktion und Verlag: Berlin SW 68, Lindenstraße 3
Fernsprecher: Dönhofs 292—297. Telegramm-Adr.: Sozialdemokrat Berlin.

Vorwärts-Verlag G. m. b. H.

Volksabteilung: Berlin 37536. — Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten
und Beamten, Wallstr. 65. — Post- u. Tele.-Geld-Depositenkonto: Lindenstr. 2.

Schwere Angriffe auf Stalin.

„Schwindelerregende Pläne und Sprünge ins Ungewisse.“

Moskau, 4. Juni. (Eigenbericht.)

Die Spannung in Moskau ist in ständigem Steigen be-
griffen. Die Parteizellen, in denen die Lehen der Berichte, die auf
dem bevorstehenden Parteikongress erfaßt werden sollen, zur Dis-
tussion stehen, halten sogar Nachsitzen ab. Diesem Verlauf
die Parteizellenversammlungen überaus stürmisch und nehmen
mehrere Tage in Anspruch. Die Rechtsopposition stößt immer weiter
vor. Die „Promda“ schreibt, die Rechtsoppositionellen
„erklären die Linie des Zentralkomitees der Partei für
bankrott“. Das Zentralkomitee und dessen Führer, d. h.
Stalin, seien allein an allem schuld. Der Mittelbauer sei
künstlich, durch Unteroffiziersmethoden, in die Kollektiv-
wirtschaften hineingetrieben worden.

Die Politik der Partei beschränke sich auf „schwindelerregende
Pläne und Sprünge ins Ungewisse“.

Gleichzeitig verlangt die Rechtsopposition weitere Zugestän-
nisse an die Bauern, um so mehr als die Liquidation der
Kulaken als Klasse verfrüht sei. In der Parteizelle der Moskauer
Handelsakademie erklärten die Rechtsoppositionellen Andrejew und
Swirschenko, daß man keine Sicherheit dafür habe, daß das Zentralkomitee
auch nicht weiter Fehler begehen könne, die es später nicht
anerkennen würde. Auch zu Begehren Lenins habe sich das Zentralkomitee
vielfach geirrt, doch hätten damals Lenin und die Parteileitung
stets ihre Fehler eingestanden. Das Zentralkomitee müsse
kritisiert und es müßten Maßnahmen getroffen werden, um neuen
Fehlern des Zentralkomitees in der Zukunft vorzubeugen. Die An-
hänger des Zentralkomitees nannten die beiden rechtsoppositionellen
Redner Feiglinge.

Gleichzeitig küßt die „Promda“ den Schleier über die
Vorgänge in der Moskauer Parteio rganisation,

der wichtigsten Ortsgruppe der Partei. Sie beschuldigt die be-
herigten Führer der Ortsgruppe rechtsoppositioneller Ab-
teilungen, wobei diese Führer die Organisation dem Zentralkomitee
entgegenstellen wollen. Die Moskauer Ortsgruppe hätte
jedoch gleichzeitig auch „Linksabirrungen“ begangen, und
zwar habe sie neben der Liquidation der Kulaken als Klasse auch die
„neue städtische Bourgeoisie“ liquidieren wollen. Dies hätte zu einer
Aufhebung der Neuen Wirtschaftspolitik, des NEP, geführt. „Un-
nütze und schädliche Attacken gegen den privaten
Kleinhandel, die private Heimindustrie und die bäuerlichen
Wochenmärkte“ seien von der Moskauer Ortsgruppe unternommen
worden, die auch von dem Wunsch befeuert worden war, die eigen-
lichen Getreidegebiete bei der Kollektivierung zu überflügeln, wodurch
die „Linksabirrungen“ besonders „häßliche Formen“ an-
genommen hätten. Diese Angriffe gegen die Moskauer Ortsgruppen-
leitung berühren um so eigenartiger, als mehrere Führer der
Moskauer Parteio rganisation gleichzeitig im Zentralkomitee der
Gesamtpartei saßen, so daß die Parteileitung unmöglich über diese
„Linksabirrungen“ nicht informiert gewesen ist.

Moskauer Partei für Stalin.

Indessen meidet die Ill. aus Moskau, daß die Moskauer Partei-
konferenz am Mittwoch eine Entschliebung gefaßt hat, in der der
Politik Stalins das Vertrauen ausgesprochen wird. Die
Partei konferenz erklärte, daß sie von der Parteileitung energische
Maßnahmen gegen die rechtsoppositionelle Be-
wegung in der Kommunistischen Partei erwarte.

Tariferhöhung?

Gerechtigkeit für die BVB.

Die Berliner Bevölkerung ist über die in der Öffentlichkeit
erörterte Möglichkeit einer neuen Verteuerung der
städtischen Verkehrsmittel mit Recht sehr beunruhigt. Zweifel-
los handelt es sich bei den im Verkehr zu zahlenden Preisen
um eine sehr ernste Frage, deren Bedeutung um so schwerer
wiegt, als sie die Armen und nicht die Reichen angeht. Aber
in der ganzen Diskussion dieser Frage zeigt sich, wie immer
schon in allen Angelegenheiten der Berliner Kommunal-
politik, daß Sensationsbedürfnis und Wille zu
dunkler politischer Geschäftemacherei im um-
gekehrten Verhältnis zu dem Ernst steht, mit dem man vor-
liegenden Tatsachen gerecht werden muß und zu dem Sach-
verständnis, das nun einmal auch in kommunalen Wirt-
schaftsdingen wenigstens in einem Mindestmaß vorhanden
sein muß.

Herr Bürgermeister Scholz, erst acht Tage von seiner
Auslandsreise zurück und selbst am stärksten über seine Be-
deutung als Retter Berlins gerührt, hat das zweifelhafteste
Verdienst erworben, durch unmotivierte Desizitankündigun-
gen den Kredit der Berliner Verkehrsgesellschaft und damit
der Reichshauptstadt Berlin geschädigt und durch taktlose
Reden Magistratskollegen bloßgestellt zu haben, deren ernstes
Bemühen um das Wohl der Reichshauptstadt und deren per-
sönliche Integrität bisher noch kein Mensch in Zweifel zu
ziehen gewagt hat. Herr Scholz hat es nicht für notwendig
gehalten, zu berücksichtigen, daß, wenn die allgemeine Wirt-
schaftslage ein Haushaltsdefizit für Berlin von
20 Millionen Mark herbeiführt, wenn die Reichsbahn
einen 15prozentigen Verkehrsrückgang melden muß,
wenn das Reich von einem Monat zum anderen infolge
der Wirtschaftskrise ein Dreiviertel-Milliarden-Defizit fest-
stellen muß, daß dann auch die BVB. keine Insel der Seligen
sein kann, an der die Wirkungen der Wirtschaftskrise vor-
übergehen!

Selbstverständlich hat die bürgerliche Sensationspresse
auf das von Herrn Scholz gegebene Stichwort sofort auch
mit schwersten Angriffen auf die Berliner Stadtverwaltung
reagiert und wieder einmal mit der Parole der „sozialisti-
schen Mißwirtschaft“ Dumme zu fangen versucht. Demgegen-
über werden wir auch heute fortfahren, uns an die Tat-
sachen selbst zu halten, an Tatsachen, die ernst genug sind,
für die aber gerade die Sozialdemokratie am allerwenigsten
eine Schuld trifft.

Im Februar d. J. hat die BVB. ihren Voranschlag für
1930 aufgestellt. Dieser Voranschlag hat für das ganze Jahr
1930 einen Ueberschuß zwischen 7 und 8 Millionen Mark vor-
gesehen. In dem Voranschlag ist selbstverständlich auch der
monatliche Tilgungsbetrag von 5 Millionen Mark
eingeschlossen, der in erster Linie der BVB. aufgezogen
wurde und Anlaß zu der gefährlich schematischen Tarif-
erhöhung auf 25 Pf. gewesen ist. In den allerletzten
Tagen ließ sich das Betriebsergebnis für die
ersten fünf Monate des Jahres 1930 endlich übersehen
(die Beschwerde von Herrn Scholz, man hätte ihn früher in-
formieren müssen, ist unachsig, denn der überraschend ge-
ringe Rückgang der Arbeitslosigkeit, von der auch die BVB.
abhängt, konnte nicht erwartet werden). Aus den fünf Mo-
naten Januar bis Mai kann der Schluß gezogen werden,
daß für das gesamte Jahr 1930 und nicht nur für die
ersten fünf Monate, falls die Arbeitslosigkeit nicht zurück-
geht, ein Zurückbleiben der Einnahmen hinter den Aus-
gaben von etwa 3,8 Millionen Mark zu erwarten ist, so daß
der gesamte Einnahmeausfall gegenüber dem Voranschlag 10,8
bis 11,8 Millionen Mark betragen würde. Freilich wurde
in der Öffentlichkeit der Eindruck hervorgerufen, daß schon
jetzt ein Defizit von 12 Millionen Mark vorliege!

Für dieses Zurückbleiben der Einnahmen hinter dem
Voranschlag ist keineswegs Schlamperie maßgebend, sondern
eine Reihe sehr ernster und einfacher Gründe. Es ist fest-
gestellt, daß in Berlin bisher allein die Zahl der
unterstützten Erwerbslosen um 50 Proz. höher
lag als in der gleichen Zeit des Vorjahres. Wenn man nur
70 000 Fahrgäste rechnet, die nicht mehr zur Arbeitsstelle
fahren so ergibt sich bei einem Anlaß von 20 Pfennig pro
Fahrt und zweimaliger Benutzung der Verkehrsmittel am
Tage all ein Ausfall von rund 6 Millionen Mark im
Jahre. Die Wirkung der letzten Verkehrssteuerung soll ge-
wäh nicht unterschätzt werden — sie hat der Reichsbahn
Fahrgäste zugeführt, Motorräder und Fahrräder werden
mehr gekauft und kurze Strecken werden weniger ge-
fahren — aber kein Mensch in Deutschland hat die kata-

Garantiert England Selbstverwaltung?

Die Kardinalfrage des anglo-indischen Kampfes.

London, 4. Juni. (Eigenbericht.)

Der Sonderberichterstatter des „Daily Herald“ drahtet aus
Bombay den Inhalt der Unterredung, die der Vizekönig
von Indien mit dem liberalen Politiker Sapru
zwecks Vorbereitung der anglo-indischen Konferenz geführt hat.
Sapru erklärte danach frei und offen,

weder der allindische Kongress noch die indischen Liberalen
würden an der beabsichtigten anglo-indischen Konferenz teil-
nehmen, solange die englische Regierung nicht die volle Selbst-
verwaltung Indiens befehligen habe.

In allen Klassen und Parteien Indiens herrsche großes Miß-
trauen gegenüber den englischen Versprechungen. Eine Zusam-
menarbeit Englands mit dem indischen Volk sei unmöglich, solange
nicht eine Verständigung mit Gandhi herbeigeführt sei. Die gemäßigten
Indier seien sehr erstaunt, daß die anglo-indische
Regierung in den letzten Tagen nicht die Gelegenheit zu einem
Kompromiß mit Gandhi benutzt hätte, das anzugehen er offen
bekundet habe. Gandhi habe zu verstehen gegeben, daß er von seinen
früheren Forderungen manchen Abstrich gemacht habe. Würde die
anglo-indische Regierung den Dominion-Status für Indien
als den Zweck der künftigen Konferenz garantieren, sowie eine
Amnestie für die Gefangenen, so wäre Gandhi und der größte
Teil seiner Anhänger zweifellos bereit gewesen, den Aufruf zur
Befehlsübertretung zurückzuziehen. Der im Gefängnis sitzende
Radikale und indische Kongresspräsident Nehru wäre mit seinen
Freunden allein und in der Minderheit geblieben. Nachdem aber
die Regierung die letzten Tage tatenlos habe verstreichen lassen,
würden sich die liberalen und gemäßigten Indier jetzt schnell den
Radikalen nähern. Auch sie würden jede Teilnahme an der anglo-
indischen Konferenz ablehnen, solange nicht die Selbstverwaltung
Indiens garantiert sei. Wenn die anglo-indische Regierung an ihrem
Plan festhalte, nur eine provinzielle Selbstregierung für
Indien zu gewähren und keine indische Zentralregierung, so würde
er, Sapru, nicht nach London gehen.

Das, so meldet der Sonderkorrespondent des „Daily Herald“,
sind die Worte Saprus gewesen, der seit langen Jahren in engsten
Beziehungen zu dem Vizekönig stehe und der bisher treu in
Verbindung mit der britischen Regierung gestanden habe. Der
Sonderkorrespondent des „Daily Herald“ fügt hinzu, daß nach seinen
Erfahrungen andere liberale Männer viel weniger entgegenkommend
seien als Sapru. Die Haltung der mohammedanischen
Radikalen näherte sich immer mehr der der Hindus. Zwar beständen
Eifersucht und gegenseitige Verdächtigungen zwischen Gandhi und den
mohammedanischen Führern, die große Wehrheit der Moslems mache
jedoch ernst über die Ereignisse und erwarte den geeigneten Führer.
Die Ereignisse in Peshawar und Bombay hätten bereits Verwirrung
in die mohammedanischen Reihen getragen und ein Teil von ihnen

habe schon die Verbindung mit den Kongressindern aufgenommen.
Teilweise sei die Befreiung Indiens von England

bereits zu einem religiösen Symbol der Mohammedaner
geworden.

Der Berichterstatter schildert dann eingehend die bei den
Mohammedanern herrschenden Meinungsverschieden-
heiten, aus denen hervorgehe, daß sich diese noch nicht zu einer
einheitlichen Ansicht über die Lage durchgerungen hätten. Wie ihm
Gandhi jedoch im Gefängnis auseinandergesetzt habe, sei der indische
Führer bereit, die Wünsche der Mohammedaner zu erfüllen. Der
Sonderkorrespondent schließt seinen Bericht: „Wie auch die Lage in
Indien betrachtet werden möge und welche Erscheinungen sie auch
zurzeit zeitige, die erste und letzte Frage in allen Lagern sei:
„Bietet uns England den Dominion-Status an
oder nur dessen Schatten, und wenn uns der Dominion-
Status versprochen wird, wie lange wird es dauern bis wir ihn
tatsächlich besitzen?“ Von der Antwort hängt das Schicksal der anglo-
indischen Konferenz ab und die gesamte Zukunft der Beziehungen
Englands zu Indien.“

Weitere blutige Zwischenfälle.

London, 4. Juni. (Eigenbericht.)

In einem Dorfe bei Madras kam es zu Kämpfen
zwischen Bauern und Polizei, in deren Verlauf ein
Indier getötet wurde. Auch in anderen indischen Dörfern waren
am Mittwoch Unruhen zu verzeichnen, die mehrere Tote und
Verletzte forderten.

Friedliche Protestdemonstration in Indochina.

Paris, 4. Juni. (Eigenbericht.)

Wie der „Temps“ meldet, ist es in der Provinz Vinh in Indo-
china zu neuen Zwischenfällen gekommen. Etwa 200 un-
bewaffnete Bauern zogen vor das Verwaltungsgebäude der
Stadt Hue und verlangten in einer Eingabe an den Stadtverwalter
die Freilassung aller bisher verhafteten Demonstranten und
eine Entschädigung für alle Opfer, die bei den letzten Kund-
gebungen von der Polizei erschossen oder verwundet worden waren.
Die Antragsteller zerstreuten sich angeblich ohne Zwischenfall, nachdem
ihnen der Verwalter versprochen hatte, daß er die Bittschrift
an die französischen Oberbehörden weiterleiten werde.

Unterrhaus läßt sich nicht blaffen. Das Unterhaus lehnte
am Mittwoch die von dem Oberhaus zum Verabfassung
vorgeschlagenen Abänderungen mit 266 Stimmen der Arbeiterpartei
und Liberalen gegen 112 Stimmen der Konservativen ab. Die Be-
wahrung erklärte in der Debatte, sie würde sich vom Oberhaus hin-
sichtlich des Bergbaugesetzes keinen Punkt rauben lassen.

trophale Entwicklung der Wirtschaftslage voraussehen können, was gerechterweise auch für den Vorschlag der B.B. zu berücksichtigen ist. Ganz unerwartet sind die Benzinsteuern und Zölle erhöht worden, was den Autobusbetrieb nicht unerheblich belastet, und schließlich haben die inzwischen durchgeführte Verkürzung der Arbeitszeit und die notwendig gewordene, an sich geringe Lohnerhöhung die Berechnungsgrundlagen des Vorschlages in teilweise nicht voranzuhender Weise veränderten. Daraus ergab sich eine teilweise Belastung in der Größenklasse von 1½ bis 2 Millionen Mark, eine zusätzliche Belastung, für die gerade die Sensationspresse und auch die Partei des Herrn Scholz sonst großes Verständnis haben, weil sie sich auch bei den Privatunternehmern nicht voraberechnen läßt.

Herr Bürgermeister Scholz und die ihm geistig verwandte Sensationspresse haben nun die Berliner Bevölkerung in eine Panikstimmung gesetzt. Es wurde von einem Zusammenbruch der B.B. geredet, von einem Bankrott des Einheitsfahrzeugs und des Einheitsverkehrs in Berlin, von einer neuen starken Tarifierhöhung wurde gesprochen und aus Herrn Scholzens Herzen — es ist keine Großergrube — kam das Verlangen nach der Wiedereinführung der zweiten Klasse, mit der man dem demokratischen Gedanken in Berlin so nebenbei ganz hübsch eins auswischen könnte. Wie liegen aber nun hier die Tatsachen?

Bisher hat nur der Vorstand der B.B. über eine Neuregelung der Tariffrage beraten. Seine Vorschläge sind noch nicht im Aufsichtsrat der B.B. und erst recht nicht bei den städtischen Körperschaften, die endgültig darüber zu entscheiden haben. Der Vorstand der B.B. und die städtischen Körperschaften hätten sich die Sache leicht machen können, nachdem nun einmal das Gleichgewicht in der B.B. hergestellt werden muß. Wäre nach den Idealen der Privatwirtschaft verfahren worden, so hätte man einfach den Verkehr durch Einstellung aller unrentablen Auto- und Straßenbahnstrecken gedrosselt. Das aber ist aus sozialen und Siedlungsgesichtspunkten in einer Vier-Millionen-Stadt von der ungeheuerlichen Ausdehnung Berlins, obwohl fast alle Vorortstrecken Zuschußstrecken sind, eine Unmöglichkeit.

Den im Vorstand erwohnen Plänen ist aber von vornherein die Aufrechterhaltung des Einheitsverkehrs, auch das Prinzip des Einheitsfahrzeugs, zugrunde gelegt und man ist bemüht, durch bessere Auslastung des Tarifsystems im ganzen eher zu einer finanziellen Entlastung als zu einer finanziellen Neubelastung der Fahrgäste zu kommen. Die Umsteigemöglichkeit auf sämtliche Verkehrsmittel, in der das Prinzip des Einheitsverkehrs begründet ist, bleibt nach diesen Vorschlägen aufrecht erhalten. Die Grundlage bleibt der 25-Pfennig-Tarif. Die Frequenz auf den Untergrundbahnen soll dadurch erhöht werden, daß man zusätzlich einen Kurzstreckentarif für fünf Stationen für 20 Pfennig ermäßigt.

Da der Omnibus nicht zuletzt auch durch die erhöhten Benzin- und Benzolpreise das teuerste Verkehrsinstrument in Berlin ist, soll beim Umsteigen auf den Omnibus ein Zuschlag von 5 Pfennig erhoben werden, so daß der Omnibuspreis, und zwar allein, eine Erhöhung erfahren würde. So bleibt immer für den Fahrgast noch die Möglichkeit, den Omnibus zu umgehen, was tendenziell zu einer Senkung der Gesamtkosten pro Fahrgast im ganzen B.B.-Betrieb führen kann. Nach diesen Vorschlägen des B.B.-Vorstandes ist es keineswegs hundertprozentig sicher, daß eine weitere Verteuerung des Verkehrs eintritt.

Es muß nun eindringlich vor dem Fehler gewarnt werden, die jetzige katastrophenmäßig niedrige Frequenz der Berliner Verkehrsmittel allein für die Tarifgestaltung zur Grundlage zu machen. Eine bessere Wirtschaftslage wird die Zahl der Fahrgäste und damit die Einnahmen erheblich steigern, und die gegenwärtig sehr hohen Zinssätze können im Laufe der nächsten Zeit zurückgehen und die B.B.-Bilanz entlasten. Es ist selbstverständlich, daß die Sozialdemokratische Partei die äußersten Anstrengungen machen wird, rückwärts die Interessen der Fahrgäste zu wahren. Die Öffentlichkeit muß aber beachten, daß in jeder Großstadt und vor allem in den Millionenstädten, jede vernünftige Verkehrspolitik noch immer das teuerste Glied der öffentlichen Wirtschaft war. In der ganzen Welt muß die großstädtliche Verkehrswirtschaft aus Steuern mitgetragen werden. In Berlin aber werden von den Verkehrsbetrieben noch Abgaben verlangt. Der Hinweis darauf, daß früher ja die Privatgesellschaften rentabel gewesen wäre, ist ausgelegter Schwindel zu politischen Zwecken. Die frühere private U-Bahn hat ihre Dividenden aus den Bau- und Betriebszuschüssen gezahlt, die Berlin, Schöneberg, Wilmersdorf und Charlottenburg zahlen mußten. Sonst hätte Berlin keine U-Bahn bekommen. Auch Straßenbahn- und Autobuslinien wurden, besonders im Vorortverkehr, früher subventioniert. Das alles wird von der bürgerlichen Presse, der meist nur an Sensation und Hege liegt, gestillt unterschlagen. Nicht zuletzt kann mit den kommunalen Wirtschaftsbetrieben Berlins deshalb soviel Schindluder getrieben werden, weil diese Tatsachen nicht genug bekannt sind!

Selbst die Schweiz rüstet!

105 neue Jagdflugzeuge.

Bern, 4. Juni. (Eigenbericht.)

Der schweizerische Nationalrat hat am Mittwoch nach heftiger Debatte gegen die Stimmen der Sozialdemokraten und Kommunisten einen Kredit von 20 Millionen Franken zum Ankauf von 105 Jagdflugzeugen bewilligt.

Nazi-Waffen. Im Hessischen Landtag teilte die Regierung am Mittwoch mit, daß in Hessen im Verlauf postlicher Durchsuchungen bei Nationalsozialisten in 28 Fällen 149 Hand-, Schuß- und Stichwaffen gefunden worden sind. In 35 Fällen sei von diesen Instrumenten in abler Weise Gebrauch gemacht worden.

Krise und Gemeindefinanzen.

Ständiges Anwachsen der Wohlfahrtserverswerbslosen.

Der wachsende Druck, dem die Gemeindefinanzen durch die schwere Wirtschaftskrise ausgegesetzt sind, hat den Präsidenten des Deutschen Städtetages, Dr. Rulert, veranlaßt, die bedrohliche Lage der kommunalen Finanzen in Deutschland der Öffentlichkeit vorzulegen.

In einer Pressekonferenz wies Dr. Rulert darauf hin, daß die katastrophale Steigerung der Arbeitslosigkeit naturgemäß ständig wachsende Mehraufwendungen für die Arbeitslosenversicherung bedinge und zu einem beträchtlichen Mangel der Steuereinnahmen führe. Die Länder haben durch ihren Einfluß im Reichsrat durchgesetzt, daß sie bei den Steuerbedeckungsgeheimen im April nicht leer ausgegangen sind. Den größten Teil der für Länder und Gemeinden bestimmten Ueberweisungsteuern des Reiches nehmen sie für sich in Anspruch, oder sie greifen erneut in Steuergebiete ein, die bisher den Gemeinden vorbehalten waren.

Hierbei wird völlig außer acht gelassen, daß die Finanzlage der deutschen Gemeinden gänzlich unter dem Zeichen des ununterbrochenen Anwachsens der Wohlfahrtserverswerbslosen steht. Ohne Einschränkung sind alle deutschen Gemeinden dem Ansturm der Wohlfahrtserverswerbslosen ausgegesetzt, der besonders in diesem Krisenjahre mit verstärkter Wucht über sie hereinbricht.

Während von Ende Januar bis Ende April die Zahl der von der Arbeitslosenversicherung Unterhaltenen infolge der Frühjahrsfalle gesunken ist, hat sich die Zahl der Wohlfahrts-

erverswerbslosen in der gleichen Zeit von 271 000 auf 328 000 Personen, also um mehr als 20 Proz., erhöht.

Bei vorsichtiger Schätzung ergibt sich nach der gegenwärtigen Zahl der Wohlfahrtserverswerbslosen eine Mehrbelastung der kommunalen Finanzen in Höhe von etwa 300 bis 350 Millionen Mark. Diese Entwicklung hat bei der Mehrzahl der deutschen Großstädte ein derart rasendes Tempo ange schlagen, daß die Haushaltspläne für 1930 schon jetzt über den Haufen geworfen sind. Noch niemals war seit dem Kriegsende die Finanzlage der Städte so ernst wie in diesem Jahr. Die deutschen Kommunen müssen daher aus finanziellen wie aus inneren organisatorischen Gründen an ihrer schon wiederholt vertretenen Forderung festhalten, daß die Reichsarbeitslosenversicherung alle Lasten der Erwerbslosigkeit im Wege einer zeitlichen, örtlichen und persönlichen Erweiterung der Krisenfürsorge übernimmt und damit die Gemeinden in entsprechendem Umfang entlastet.

Der Präsident des Deutschen Städtetages schloß seine Ausführungen mit der Forderung, daß Preußen und die übrigen Länder sich nicht der Pflicht entziehen könnten, durch Lohnnahmen ihren Gemeinden zu helfen. Es sei verfassungsmäßige Aufgabe und Pflicht der Länder, im Rahmen der ihnen vom Reich überwiesenen Mittel sowie der eigenen Einnahmequellen für eine ausreichende finanzielle Entlastung der Selbstverwaltungs-körperschaften zu sorgen.

Ungarns Trauer über Trianon.

Eine Rede Apponyi. — Sozialdemokratische Erklärung.

Budapest, 4. Juni. (W.B.)

Im Abgeordnetenhause kam es heute am zehnten Jahrestage des Trianoner Friedensvertrages zu einer eindrucksvollen Kundgebung. Die meisten Abgeordneten waren schwarzgekleidet erschienen. Im Namen sämtlicher bürgerlichen Parteien gab vor der Tagesordnung der greise Graf Apponyi, der vor zehn Jahren Führer der ungarischen Friedensdelegation in Paris gewesen war, dann jedoch die Unterzeichnung des Trianoner Friedensvertrages nicht übernahm, der Trauer der ungarischen Nation darüber Ausdruck, daß Ungarn vor zehn Jahren ein einseitiges Friedensdiktat aufgegeben worden sei. Das formelle Recht habe keinen moralischen Inhalt, was dauernde Unsicherheit zur Folge habe. Für den Krieg sei am schwersten jene Nation bestraft worden, die am wenigsten für ihn verantwortlich gewesen sei (?) und deren Ministerpräsident (Gemeint ist Graf Tisza, Red. d. „N.“) entschieden auf dem Standpunkt der Mäßigung gestanden habe. Der Vertrag von Trianon habe unter dem Vorwande der Lösung des Nationalitätenproblems natürliche wirtschaftliche Zusammenhänge zerstört, obwohl von den zehn Millionen Einwohnern, die von Ungarn abgetrennt worden seien, nur 55 Proz. tschechoslowakisch, mit den Einwohnern der Staaten seien, denen sie angeschlossen worden seien, 45 Proz. aber fremd und davon 35 Proz. d. h. 3 300 000 Menschen reinrassige Ungarn seien. Während man damals die Zerstörung der wirtschaftlichen Einheit mit dem Nationalitätenprinzip begründet habe, wolle man jetzt gewisse wirtschaftliche Interessen zweiten Ranges unter

Beiseitlassung des Nationalitätenprinzips hervorheben. Es sei dies, sagte Graf Apponyi, ein Ballspiel mit Prinzipien unter Aufrechterhaltung jeglicher ethischer Grundlagen. Die Durchführung des Trianonertrages sei noch schlechter als der Vertrag selbst. Die wenigen für Ungarn günstigen Bestimmungen seien tote Buchstaben geblieben, während die Erfüllung aller Verpflichtungen mit geradezu schizofröner Genauigkeit gefordert worden seien. Die ungarische Kultur sei in den abgetrennten Gebieten einem Vernichtungszug ausgesetzt worden. Die einseitige Abrüstung bedeute geradezu ein Eingeständnis, daß man die gegenwärtigen Zustände nicht durch innere Wahrheit, sondern durch Uebermacht künstlich aufrechterhalten zu können vermöge. Auf solchen Grundlagen könne man keinen dauernden Frieden aufbauen und Osteuropa könne nicht zur Ruhe kommen. Am Jahrestag der Unterzeichnung des Friedensvertrages erneuere Ungarn seinen Protest gegen die Unge rechtigkeit und erkläre, daß es mit Waffen des Rechts auch weiter für die Wiederherstellung der Gerechtigkeit kämpfen werde.

Apponyi schloß diese grünen Tränen des Tages mit dem ungarischen Nationalgebet, das von den Mitgliedern des Hauses stehend in stummer, ergreifender Angehörigkeit wurde. Im Namen der Sozialdemokratischen Partei verlas Abg. Jarkos eine Erklärung, in der die Revision des Friedensvertrages auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker, der Schutz der Minderheiten, allgemeine Abrüstung und eine demokratische Umgestaltung des Landes gefordert werden.

Krise im Stahlhelm.

Kampf der Flügel. — Zerlegung durch das Haltenkreuz.

Im Stahlhelm kämpfen seit Monaten zwei Richtungen miteinander. An der Spitze der einen steht der Bundesführer Seldte und der Leiter der politischen Abteilung des Stahlhelms Dr. Brauweiler, die andere wird von dem zweiten Bundesführer mit Unterstützung einiger ehemaliger preussischer Prinzen geführt.

Die Spannung zwischen den beiden seit Monaten bestehenden Gruppen erreichte ihren Höhepunkt mit der Bildung der Regierung Brüning, als sich Seldte für eine Tolerierung dieses Kabinetts entschied, während Düstlerberg von Anfang an für den härtesten Kampf gegen Brüning plädierte. Wochenlang tobte hinter den Kulissen der Kampf zwischen Seldte und Düstlerberg. Je mehr die Regierung Brüning verfestigte, desto stärker wurde der radikale Flügel, desto einflussreicher wurde Düstlerberg. Er gilt im Stahlhelm schon heute als der Führer, hinter den Seldte eines Tages wird zurücktreten müssen. Nicht weil er größere Eigenschaften zur Führung besitzt, als Seldte, nicht weil er in der Lage wäre, dem auf dem abstürzenden Ast sitzenden Stahlhelm neues Leben einzuatmen. Qualitäten besonderer Art besitzt Düstlerberg eher noch weniger als Seldte. Was ihn über Seldte hinaus zu seinem Einfluß im Stahlhelm verholfen hat, ist sein Wortradikalismus und seine Entschlossenheit, dem Nationalsozialismus dadurch Konkurrenz zu machen, daß er dessen Agitationsformen und Agitationsphrasen mit Erfolg auf große Teile des Stahlhelms übertrug.

So wurde aus dem einst überwiegend von Anhängern der deutschnationalen Partei gebildeten Stahlhelm mehr und mehr eine Organisation, in der heute nationalsozialistische Gedanken gänge maßgebend sind. Die deutschnationalen Stahlhelmeute treten in Scharen zu Hitler über, angetrieben und beflügelt durch Düstlerberg. Als diese innere Wandlung schließlich nicht mehr zu verschleiern war, ersuchte die Stahlhelmsleitung aus Gründen der Selbsterhaltung den großen Redenbühler, den Kampf seiner Presse gegen den Stahlhelm abzubrechen. Hitler lehnte ab und bestimmte, daß kein Nationalsozialist zugleich Mitglied des Stahlhelms sein kann. Er lehnte ab, weil er wußte, daß Düstlerberg in den letzten Monaten für ihn gearbeitet hatte und ein Zugeständnis an den Stahlhelm die Stabilisierung einer zweiten nationalsozialistischen Bewegung neben der eigentlichen Hitlerfront bedeutet haben würde.

Hitlers Anordnung wird sicherlich nicht von heute auf morgen zum Zusammenbruch des Stahlhelms führen. Aber sie wird den Zerfall des Stahlhelms beschleunigen. Wie in die deutschnationalen Partei, so hat Hitler jetzt den Keim der Zerlegung auch in den Stahlhelm hineingebracht, indem er Düstlerbergs Hand zum Frieden ausstreckte. Statt der ihm angetragenen Versöhnung steht er im Begriff, Düstlerberg und seine Männer mit Haut und Haaren zu verschlingen. Schneller als es sich Düstlerberg jemals getraut haben dürfte, geht es mit seinem Glanz als Kommandant des Stahlhelms zu Ende.

Die Familie.

Der Toten war noch nicht einmal kalt,
Da stürmte der Erben Schar
Die Treppe hinauf zum Rechtsanwalt:
„Jetzt raus, wald ein Gauner er war!“

Wie gerne schrieben wir auf sein Grab:
Hier ruht ein redlicher Mann. —
Doch schwämme mit dem Vermögen ab
Der Quitt alsobald — und was dann?!

Rein, künden wir offen und ehrlich der Welt,
Er schab, solange er gelebt,
Ein treulosser Sachwalter, dem das Geld
An schmutzigen Fingern geklebt.

Es klebte — was tut uns, daß es auch stank?
Es ist und bleibt doch erdicht.
Das ist die Logik, die Gottfiedant
Uns Erben den Rechtsanspruch gibt.

Du, Loter, sei uns darum nicht gram,
Wir sind doch dein Weib und dein Kind!
Was hilft Betät uns und falsche Scham,
Wenn Quitt den Rechtsstreit gewinnt?

Du hast uns im Leben vor Hunger geschützt,
Sei treu in den Tod dem Prinzip!
Mehr als dein ehrlischer Name uns nützt
Eine reiche Erbschaft vom Dieb.“

Ich aber wähl' eine Inschrift für wahr,
Seht! Ich ihm den Leichenstein hin:
Wie rührend ist auch und wunderbar
Des Bürgers Familienstum!

Jonathan.

Reichseinnahmen im letzten Finanzjahr.

9171 Millionen nach endgültiger Abrechnung.

Das Reichsfinanzministerium veröffentlicht nunmehr seine endgültige Abschlußrechnung für das am 31. März abgelaufene Finanzjahr 1929/30. Danach stellen sich die gesamten Einnahmen des Reiches an Steuern, Zöllen und Abgaben auf 9 171,7 Millionen gegenüber einem Vorschlag von 9 246 Millionen. Die Einnahmen des Reiches sind also hinter dem Vorschlag mit 75 Millionen in verhältnismäßig geringem Umfang zurückgeblieben.

Am einzelnen kamen an fortlaufenden Steuern 6118 Mill. M. gegenüber einem Vorschlag von 6161 Mill. M., an einmaligen Steuern 153 gegen 156 Mill. M. im Vorschlag und an Zöllen und Verbrauchsabgaben rund 2901 gegen 2929 Mill. M. im Vorschlag auf.

Auftakt zur Hochschulreform.

Kultusminister Grimme über die Reform des Jurastudiums.

Der preussische Kultusminister Grimme hat gestern vor der Presse die Grundzüge der geplanten juristischen Studienreform entwickelt. Die Reform des Jurastudiums stellt, wie der Minister ausdrücklich betont, nur einen Teil der schon von seinem Vorgänger geplanten Gesamtreform des Hochschulstudiums dar. Man mache mit den Juristen nur den Anfang, weil die Reformen hier ganz besonders dringlich seien. Wenn der Kerngedanke der Reform auch sei, an dem wissenschaftlichen Charakter der Universitäten nicht zu rühren, so müsse der junge Akademiker doch in seiner Studienzeit von vornherein in enger Berührung mit dem praktischen Leben kommen.

Sodann gab der Vorsitzende der Reformkommission, Ministerialdirektor Richter, einen allgemeinen Ueberblick über die Reformpläne. Der Studienplan sieht eine Dauer von sieben Semestern vor, doch wird der Student bereits nach Abschluß des sechsten Semesters, wie bisher, die Möglichkeit haben, sich zum Examen zu melden. Die Frage, ob zur Entlastung der Studierenden die Stoffmenge eingeschränkt werden könne, ist überwiegend verneint worden. Die Rechtsgeschichte, das römische Recht sowie das germanische Recht werden auch weiterhin in ihrem bisherigen Umfang für unentbehrlich erklärt. Zur Verminderung der Stundenzahl sollen die systematischen Vorlesungen auf das Wesentliche beschränkt und durch Besprechungsstunden ergänzt werden. Die Zivilprozesslehre haben hiergegen allerdings bereits Protest erhoben.

Zur Bekämpfung des Repetitorienwesens, das bei den Juristen besondere Blüten treibt, will man an den Universitäten selbst Repetitorien von mindestens 16 Wochenstunden innerhalb des letzten Studienjahres veranstalten. Sodann ist noch zur Sonderausbildung an sogenannte „Beratungsvorlesungen“ über Spezialfächer gedacht, für die 18 Stunden während des Studiums angeführt sind. Sämtliche in der Reform vorgesehene Fächer würden 174 Wochenstunden in sieben Semestern erfordern. Es kämen also je Semester bis zu 27 Stunden die Woche in Betracht, die nach Auffassung des Kultusministeriums die durchschnittliche Leistungsfähigkeit der Studenten übersteigt. Hier wird noch eine erhebliche Verringerung der Stundenzahl erstrebt.

Um die schon häufig kritisierten Massenübungen in den Seminaren abzuschaffen, soll an den großen Universitäten die Teilnehmerzahl auf 200, an den kleineren Universitäten auf 100 Personen (was noch ziemlich hoch ist. Red. d. „B.“) beschränkt werden. Nach Abschluß von drei Semestern hat der Student einen besonderen Zulassungsschein durch Ablegung eines Zwischenexamens zu erwerben. Auf diese Art soll der Student zu gleichmäßigem Studium angehalten werden.

Breitscheid über Panuropa.

Gegen die fixe Idee der „Sicherheit“ für wirtschaftliche Zusammenarbeit und politische Gleichberechtigung.

Genf, 4. Juni. (Eigenbericht.)

In der öffentlichen Schlußsitzung der Föderation für europäische Zusammenarbeit, welche der Jahresversammlung der Union der Völkervereinigungen vorangegangen ist, hat seit Montag hier getagt, wobei eine eingehende Aussprache über den Europa-Vereinigungsplan Briand's stattfand. Hierauf sprach Dr. Breitscheid heute eine einflussvolle Rede. Er bekannte sich als überzeugter Anhänger des Briand'schen Planes, mit dem Vorbehalt, daß die zu schaffende europäische Vereinigung ganz im Geiste und Rahmen des Völkerverbundes organisiert werden und sich in keiner Weise gegen irgendwelche außer-europäischen Staaten oder Staatengruppen richten dürften. Scharfe Kritik übte Dr. Breitscheid an der

fixen Idee der europäischen Sicherheit.

welche am besten durch eine gute und möglichst einheitliche wirtschaftliche Organisation Europas gewährleistet werde. Ebenso forderte er eine Revision des überlebten Souveränitätsprinzips, an dessen Stelle immer bewusster das Prinzip der Gleichberechtigung aller Staaten gestellt werden müsse. Dabei unterstrich Dr. Breitscheid mit großer Entschiedenheit, daß Deutschland diese Gleichberechtigung nicht genähert (erzwungene Abstraktion und einseitige entmilitarisierte Zonen) und sie aufstreben müsse.

Noch einmal Falke.

Das Urteil in der Seeamtverhandlung.

Hamburg, 4. Juni.

In der Seeamtverhandlung wegen der Abenteuerfahrt des Dampfers „Falke“ beantragte der Reichskommissar nach längerer Verhandlung, dem Kapitän Zippelt das Kapitän- und Steuer-mannspatent zu entziehen. Er stellte ferner den Antrag, dem ersten Offizier Kölling das Kapitänspatent zu entziehen, ihm dagegen das Recht zur Ausübung des Steuer-mannsgewerbes zu belassen.

Der Spruch, den das Seeamt darauf hin fällt, besagt, daß Zippelt gegen seine Pflichten als deutscher Kapitän verstoßen habe dadurch, daß er dem venezolanischen Rebellenführer den Fahnenstab lieferte. Er habe damit seine Autorität an Bord in hohem Maße untergraben. Zippelt habe hierdurch einen so hohen Grad moralischer Mängel gezeigt, daß ihm die Befugnis zur Ausübung des Schiffsgewerbes entzogen werde. Die Befugnis zur Ausübung des Steuer-mannsgewerbes wurde ihm belassen. Die Schiffsoffiziere treffen gleichfalls ein schweres Vorwurfs, weil sie sich durch die Versprechungen des Generals Del Gado hätten täuschen lassen. Sie erschienen aber weniger befaßt als der Kapitän. Dem ersten Offizier Kölling wurde entgegen dem Antrag des Reichskommissars die Befugnis zur Ausübung des Schiffsgewerbes belassen.

Einführungsgesetz zum Strafgesetzbuch.

Nach Annahme im Reichsrat dem Reichstag zugegangen.

Das Einführungsgesetz zum Allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuch und zum Strafvollzugsgesetz ist jetzt dem Reichstag zugegangen. Das Einführungsgesetz hat den Zweck, die Bestimmungen über das Verfahren dem neuen Strafrecht anzupassen. Einschließlich der Begründung handelt es sich um ein Werk von mehr als 500 Druckseiten.

Der Reichsrat hat dem Einführungsgesetz zugestimmt und lediglich in der Frage der Eidesdelikte einen Vorbehalt gemacht. Dieser Vorbehalt ist jedoch überholt, da inzwischen der Strafrechtsausschuß des Reichstags durch Mehrheitsbeschluß die Form des Eides überhaupt abgeschafft hat.

Die miese Krisenbrise.



Brüning: „Es war doch sehr unklug von mir, die Hälfte der Mannschaft wegzuschicken, bevor sich der Sturm gelegt hat.“

Gemeinschaft der Wirtschaftsverbände?

Worüber verhandelt wurde.

Von unterrichteter Seite wird uns mitgeteilt:

In den Beratungen, die in den letzten Tagen zwischen führenden Kreisen des Reichsverbandes der Deutschen Industrie und den Gewerkschaften stattgefunden haben, steht ein Teil der Unternehmerrufe eine Art neuer Zentralarbeitsgemeinschaft. Der praktische Ausgangspunkt der neuen Arbeitsgemeinschaft soll der Deynshausen'sche Schiedsspruch sein, der ein Opfer der Arbeitgeber und Arbeitnehmer der Eisenindustrie zur Ermöglichung einer Kosten- und Preisentlastung vorsehe.

Diese beiden Kombinationen sind völlig abwegig. Eine neue Arbeitsgemeinschaft ist von beiden Seiten von vornherein außerhalb der Diskussion gestellt worden, und der Deynshausen'sche Schiedsspruch wurde bei den Beratungen bisher überhaupt nicht erwähnt. Die Verhandlungen, die von Vertretern der Industrie eingeleitet wurden, hatten den Zweck, durch einen gemeinsamen Appell an die Öffentlichkeit, möglichst getragen von der Autorität des Reichspräsidenten, für die Aufhebung der Wirtschaft einzutreten. Die Bereinigung des Stafs, die Behebung der Notlage der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung und damit zugleich eine dauernde Einschränkung der Arbeitslosigkeit, waren Gegenstand eingehender Besprechungen. Die Einzelheiten sollten in weiteren Beratungen geklärt werden. Die Gewerkschaftsvertreter haben sich bei den Verhandlungen mit allem Nachdruck gegen eine Senkung der Real-löhne gewandt und für durchgreifende Senkung der Preise, insbesondere der Kartellpreise, ausgesprochen. Die Aktion wurde dadurch unterbrochen, daß der Reichsverband der Industrie noch zu keiner einheitlichen Stellungnahme gelangen konnte.

Tendenziöse Falschmeldungen.

Die Schwerindustriellen sabotieren.

Die Telegraphen-Union erfährt „von maßgebender Seite“, daß die Verhandlungen zwischen den Vertretern der Unternehmerverbände und der Gewerkschaften zur Zeit noch weitergehen und voraussichtlich vor Pfingsten zu einem politischen Ergebnis führen würden.

Dazu können wir erklären, daß die Verhandlungen unterbrochen sind und zwar auf Wunsch der Unternehmer und erst nach Pfingsten wieder aufgenommen werden.

Zur Vorgeschichte der Verhandlungen berichtet die Telegraphen-Union: „Im Anschluß an den Schiedsspruch von Deynshausen beschlossen der Reichsverband der Deutschen Industrie und die Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände eine Kommission von je vier Mitgliedern zu ernennen, die untersuchen sollte: 1. auf welche Weise eine allgemeine Preisentlastung ermöglicht werden könnte, 2. wie der Reichshaushalt entlastet werden könnte und 3. welche Regelung der Arbeitslosenversicherung für die Wirtschaft als tragbar bezeichnet werden könne. Das Ergebnis dieser Untersuchungen sollte dann einer gemeinsamen Sitzung der Vorstände

Deutsches Künstlertheater.

„Ich tanze um die Welt mit dir.“

Eine Revue aus 15 Bildern mit durchgehender Handlung von Marcellus Schiffer, Musik von Friedrich Holländer. Die Handlung dürrig, der Witz spärlich, einige Coquets schlagen ein, die meisten Bilder zu breit ausgesponnen. Aber die Darsteller — Margot Lion und Karola Reher an der Spitze — erzielten dem Akt einen hübschen Erfolg. Dgr.

der beiden Verbände zur Beschlußfassung vorgelegt werden. Während die vorbereitenden Beratungen hierüber noch gepflogen wurden, wandten sich die Gewerkschaftsführer Eggert und Großmann an Herrn von Raumer mit dem Vorschlag, Verhandlungen über eine Verständigung zwischen den Gewerkschaften und den Unternehmern herbeizuführen. Die genannten Unternehmerverbände berieten hierauf ihre Vorstandsmitglieder telegraphisch zum Dienstag vormittag nach Berlin ein, während Herr von Raumer inzwischen mit den Mitgliedern der genannten Unternehmerkommission verhandelte.

Auch diese Meldung ist ganz offenbar falsch. Die Unternehmerverbände brauchten ihre Mitglieder nicht nach Berlin auf Veranlassung der Gewerkschaftsführer einzuberufen, wenn der Reichsverband der Deutschen Industrie und die Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände schon vorher je eine Kommission ernannt hätten, die über die Preisentlastung, die Entlastung des Reichshaushalts und die Regelung der Arbeitslosenversicherung berieten.

Der tatsächliche Hergang ist so, daß die Unternehmer sich an den ADGB gewandt haben, und nicht umgekehrt.

Schließlich berichtete die Telegraphen-Union, daß man von der Ansicht, den Reichspräsidenten zu informieren und ihn zu veranlassen, durch ein Schreiben auf die allgemeine Wirtschaftsnot durch die Notwendigkeit, daß alle Kreise Opfer bringen müßten, hinzuweisen, Abstand genommen habe und daß man annehme, dieser Empfang beim Reichspräsidenten könne in der Woche nach Pfingsten noch stattfinden.

Damit widerlegt die Telegraphen-Union selbst ihre eingangs erwähnte Behauptung.

Schließlich teilte die Telegraphen-Union noch mit, daß gegenwärtig über diese Fragen im Unternehmerrager verhandelt würde und daß unter dem Vorsitz des Herrn von Borlig ein Kommissionstage, an der Geheimrat Bücher, Präsident Braumeyer und Herr von Raumer beteiligt seien.

Diese Mitteilung stellt somit gleichfalls die Tatsache fest, daß gegenwärtig nur innerhalb des Unternehmerragers verhandelt wird.

Offenbar ist man sich sowohl im Reichsverband der Deutschen Industrie wie auch in der Vereinigung deutscher Arbeitgeberverbände darüber klar, daß das überhöhte Preisniveau, besonders der Kartellpreise nicht aufrecht erhalten werden kann. Der schwerindustrielle Flügel aber versteift sich auf den Schiedsspruch von Deynshausen, der — noch dazu ohne jede Kontrolle — eine Preisentlastung nur insofern vorsieht, als bei den Löhnen eine Einsparung der Gestehungskosten erfolgt. Dieser schwerindustrielle Flügel möchte also mit Hilfe des unumwundenen Schiedspruchs von Deynshausen eine Preisentlastung durchzuführen, die den Unternehmern nichts kostet, womöglich noch Gewinn abwirft.

Es braucht nicht erst betont zu werden, daß eine derartige „Preisentlastung“ den schärfsten Widerspruch der Gewerkschaften finden muß und auf einer solchen Grundlage jede Verständigung ausichtslos ist. Auch der Reichsverband und die Vereinigung sind sich bewußt, daß eine derartige Politik ganz unmöglich ist. Man bemüht sich offenbar gegenwärtig im Unternehmerrager, die Schwerindustriellen umzustimmen.

Bergarbeiterstreik in Mexiko. In Hoco (Staat Sonora) sind die Arbeiter einer Bergwerksgesellschaft in den Streik getreten. Die Gesellschaft ließ darauf die streikenden Arbeiter aus den ihr gehörenden Werkwohnungen zwangsweise entfernen. Hierbei kam es zu schweren Zusammenstößen, bei denen acht Personen getötet wurden.

Das Idyll in der Rhön

Pfingstwanderung zu den Höhen der Segelflieger

Vor wenigen Jahrzehnten war die Rhön dem Wanderer völlig unbekannt, wenige kannten sie, sie galt als rauh und ungesund. Die Fremden, die der Zufall dorthin brachte, fanden die Bevölkerung arm und verschlossen, den Boden karg. Manche jedoch kamen gerade ob der Unberührtheit der Landschaft, wegen der herben Schönheit der Natur und der stillen beständigen Art ihrer Bewohner wieder. Ihre Zahl wuchs von Jahr zu Jahr, war jedoch im Verhältnis zu anderen schönen Teilen unseres Vaterlandes noch zu gering, um allgemein auf die Rhön als Erholungsstätte für die breiten Massen des Volkes aufmerksam zu machen. Das wurde mit einem Schlage anders, als in der Nachkriegszeit die Segelfliegerei die Rhön in den Blickpunkt der gesamten Öffentlichkeit lenkte.



Die Rhön in der Umgebung der deutschen Segelfliegerei geworden, dem großstädtischen Arbeiter aber ist sie als Wandergebiet, als billige Aufenthaltsstätte noch viel zu wenig bekannt. Für Snobs und elegante Wellenkumler ist sie allerdings nichts, die ungemein spröde Bergnatur, die Reize von ungeahnter Lieblichkeit birgt, will erobert sein. In langsamem Schwunge der Bergkette, im Wechsel von Berg und Fels, Wald und Weide, und mit der großen Einsamkeit der Moore ist sie für den gepflagten Großstadtmenschen eine Freudenpenderin ohne Gleichen. Von Berlin aus über die Strecke Frankfurt-Basel erreicht man Fulda, D.-Jug.-Station, in wenigen Stunden fährt durch landschaftlich reizende Gegenden. In Fulda, wo man zwecks Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Station macht, beginnt man am besten seine Rhön-tour. Die Stadt Fulda birgt viele Schätze kulturhistorischer Art, wer Zeit hat, soll ruhig zwei Tage oder einen davon setzen, um sie zu besichtigen. Genannt seien der Dom, erbaut 1704/13, der eine Nachbildung der Peterskirche in Rom ist (hier liegt auch Bonifacius begraben), ferner die Michaelskirche, die älteste Kirche Deutschlands, erbaut 820, mit unterirdischen Verliesen, in die sich fanatische Mönche selber lebendig begruben. Ein Ueberbleibsel aus dem Mittelalter das jüdische Viertel. Noch viele andere Dinge wären beachtenswert, die aber über den Rahmen des Artikels hinausgehen. Von Fulda aus fährt man mit der Kleinbahn zur Station Riefesburg in idyllischer Fahrt und beginnt von hier aus den Aufstieg zu dem 855 Meter hohen Riefesburg. Ueber große, weit ausgedehnte Wälder führt mit zum Teil steilen Felsblöcken geht der Weg, einer bequemeren, der andere, für künftige Wanderer, romantischer in glückseligem Marsch zur Kuppe der Riefesburg, wo eine wunderbare Aussicht den oben Ankommenden besüßet. Dortselbst Rappellen mit riesiger, frei aufgestellter Arcadengruppe. Nach kurzer Rast, Unterkunftsheim ist vorhanden, geht es wieder bergab nach der anderen Seite zu, um Ahlsroda zu erreichen. Ueber wunderbare Höhen, springende Gebirgsbäche und stille Waldweiden gelangt man in etwa 4 bis 6 Stunden zum Fuße der Wassertruppe in das freundliche Dörfchen Ahlsroda. Hier kann man billig sowohl in Gasthäusern als auch privat übernachten, wenn man es nicht eüger hat, die Wassertruppe selbst aufzusuchen. In wild zerklüftetem Gelände schlängelt sich der Weg gut begehbar in 1 bis 2 Stunden zur Wassertruppe.

Auf der Wassertruppe herrscht Winter und Sommer reges Leben. Unterkunftsbedingungen, auch mit Beköstigung, sind in reichem Maße vorhanden. Es wird fast täglich geflogen, und man kann sich außer an der herrlichen Fernsicht auch an den lautlos fliegenden Flugzeugen satt sehen. Zu schnell schlägt die Abschiedsstunde, denn nach Gersfeld, dem auf der anderen Seite der Wassertruppe gelegenen kleinen Städtchen, ist noch ein schöner Weg. Man erreicht diesen Lustort in angenehmen Abwärtssteigen, an Schöfern mit ihren Herden vorbei, an großen Mooren vorüber, in etwa 2 bis 3 Stunden. Dort hat man ausgezeichnete preiswerte Gasthäuser zum Übernachten und um ein warmes Mahl einzunehmen. Proviant kann man ebenfalls billig hier ergötzen. Von Gersfeld aus geht die Wanderung weiter zu den gestraunlichen Wänden des Klosters Kreuzberg, das man durch idyllisch gelegene Dörfer in zirka fünf- bis achtkündigen Marsche erreicht. Hier kann man gut und billig übernachten und speisen, denn die Mönche, die dieses Kloster bewirtschaften, sind ganz auf Touristenverkehr eingestellt und sind überaus humorvolle Witzbürger. Nicht verschwiegen werden soll, daß sie ein eigenes Bier brauen, das sich sehr gut trinken läßt. Vom Kreuzberg genießt man einen wunderbaren Rückblick auf die bisher zurückgelegte Route und eine herrliche Fernsicht bis Rellingen, Brückenauf um. Hat man sich hier genügend erholt, dann beginnt man den Abstieg über die mit Recht so genannte Anlebrücke zum Städtchen Wilschheim, das man in etwa einer Stunde erreicht. Jetzt bis zum nächster gelegenen Bahnhof. Hier besteigt man die Kleinbahn und fährt bis Neustadt an der Saale, wo man in den Zug über Müllrichstadt in Meiningen oder Ritzschhausen in den Berliner Zug, über Erfurt fahrend, umsteigt, mit dem besten Vorsatz, bei nächster Gelegenheit, spätestens im nächsten Jahre, wiederum die Rhön aufzusuchen.

Sinfoniekonzerte im Zoologischen Garten. Das Berliner Sinfonie-Orchester veranstaltet in diesem Sommer wiederum jeden Donnerstag ab 20 Uhr im Zoologischen Garten ausserordentlich feierliche Konzerte unter der Leitung von Dr. Helmuth Thierfelder. Das erste Sinfoniekonzert findet am nächsten Donnerstag, 5. Juni, als Deutscher Meisterabend statt. Als Solist wirkt Franz Sauer (Baß) von der Berliner Städtischen Oper mit.

Das Ende der „Großsiedlung“.

Die 5000 Mitglieder endgültig um ihre Einlagen gebracht.

Jetzt hat der Zusammenbruch der „Großsiedlung a. B.“ seinen Abschluß gefunden. In einer Mitgliederversammlung wurde den 5000 Mitgliedern eröffnet, daß alle ihre Einlagen endgültig als verloren zu betrachten sind. Das gesamte Vereinsvermögen beträgt gegenwärtig etwa 75 M. Aber auch dieser Betrag ist bereits dem Fernprüfamt beschlagnahmt. Dem „Vermögen“ stehen auf der anderen Seite große Schulden gegenüber, da ein großer Teil der kostspieligen Vorarbeiten, Kalkulationen, Pläne und Reklameforderungen noch nicht honoriert sind.

Die ganze Aktion, die zu Anfang noch mit dem Namen des Prof. Gropius haufieren gehen konnte, hat nun das Ende gefunden, das verantwortungsvolle Fachleute längst voraussehen. Fünfstausend Menschen sind um ihre Einlage, die mindestens 25 M. betrug, schmachvoll betrogen worden. Die Nachprüfung, wo die Gelder jetzt geblieben sind, ist nun Sache der Staatsanwaltschaft, die auch besonders die Rolle des Diplomingenieurs Fischer zu untersuchen hat. Zur ordnungsmäßigen Liquidation des Vereins ist jetzt eine Kommission eingesetzt worden.

Sensationelle Erklärung Lutties.

Unterredung mit einem Vertreter des Rotterdamer „Boortwaarts“.

Amsterdam, 4. Juni. (Eigenbericht.)

Der Rotterdamer Kaufmann Luttie, der im Besitze eines Millionen-Vermögens des Berliner Stadtrats Busch sein soll, erklärt einem Vertreter des sozialdemokratischen Rotterdamer „Boortwaarts“, daß an den Behauptungen der Berliner Presse kein wahres Wort sei. Er habe Busch 1919 kennengelernt. Busch habe damals von ihm Lebensmittelfür die Stadt Berlin bezogen. Im Jahre 1924 habe er Busch eine Vollmacht zugehen lassen, um eine private Angelegenheit für seine Frau zu regeln. Diese Vollmacht habe Busch nicht zurückgegeben, sondern mißbraucht, um unerschämlich erworbenes Geld mit seinem Namen zu decken, Unterschlagungen zu verbergen und Jahre hindurch Steuern zu hinterziehen. Er (Luttie) habe, ohne sein Wissen, viele Jahre als Strohmann für die Geschäfte von Busch gedient. Auch sei es unwar, daß er vergiftete Kaninchen an Deutschland geliefert habe. Er lehne daher auch die Verantwortung für die Forderung an Busch ab, die auf seinen Namen verbracht sei.

Magistratsdebatte über die BVG.

Scharfe Auseinandersetzung zwischen Bürgermeister Scholz und Stadtrat Reuter.

Wie wir bereits in unserer gestrigen Abendausgabe mitteilten, beschloß sich der Berliner Magistrat gestern mit der Finanzlage der Verkehrsgesellschaft. Die Sitzung brachte jedoch nicht die Ueberraschungen, die viele erwartet hatten. Erst nachdem alle laufenden Angelegenheiten erledigt waren, kam es zu einer Aussprache über die Verkehrspolitik der Stadt. Gegenüber dem völksparteilichen Bürgermeister verteidigte Stadtrat Reuter die bisherige Politik der Verkehrsgesellschaft. Die Debatte mußte jedoch vorzeitig abgebrochen werden, weil der Bürgermeister die Sitzung verließ, um sich zu einer Besprechung ins Oberpräsidium zu begeben. Um die Frage einer eventuellen Tarifänderung einer Lösung näher zu bringen, wurde dem Unterausschuß des Magistrats für die Verkehrsangelegenheiten die Materie zur weiteren Beratung übergeben.

Heute wird im Haushaltsausschuß die Beratung des Etats der Verkehrsgesellschaft fortgesetzt werden. Den Standpunkt der sozialdemokratischen Rathausfraktion wird voraussichtlich der Stadtverordnete Noem vertreten.

FREDRIK PARELIUS
SCHWARZE LEGENDE

Über die Jahre verstrichen, er wurde ein reifer Mann und verfaßte noch immer nichts anderes als gentile Bemerkungen, die, in verarbeitetem Stände, ein talentvolles Werk hätten abgeben können. Er machte sich auch an ihre Ausarbeitung, aber je weiter dieselbe fortschritt, desto mehr verloren sie von ihrer Blüte. Und zuletzt lagen all seine unvollendeten Arbeiten wie Aischenhäuschen vor ihm, kalt und ohne Funken. Und wie es oft mit den rötlichsten Rosen und den hellsten Tendoren der Fall ist, daß sie nämlich sterblich sind, so kann es wohl auch gerade bei den größten Genies vorkommen, daß die Schaffenskraft ihnen fehlt und sie sterben müssen, ohne Früchte getragen zu haben. Aber darin liegt manchmal keine Tragik für sie, das heißt, in solchen Fällen, wo ihnen auch der Schaffensdrang abgeht. Und trotzdem verrichten sie eine nützliche Aufgabe in der Allgemeinheit, denn sie vermögen so manches blutarme Talent in Blüten zu tauchen, indem sie in ihrem eigenen Feuer verbrennen.

Ich habe bei mir gedacht, daß der Hauptmann die Tragödie seines Lebens gewiß entdeckt haben wird, als er in der verglühenden Wäse grub. Und die große, wahnwitzige Sinnlosigkeit des Lebens hat ihn dann manchmal mit ihrem Atem geblüht, so daß der Staub dieser Wäse ihm über die Seele flog, bis sie verweht war.

Die Umstände bewirkten, daß ich seine Papiere später alle durchsehen mußte, auch seine Tagebuchaufzeichnungen. Und dabei wurde mir klar, daß Gott sein Wesen gespalten und ihm die Leiden vieler Seelen auf einmal auferlegt hatte. Sein Gesicht war von Bastern verheert. Und doch errietete er bei jedem gewagten Worte. Und vielleicht verhielt es sich so, daß sein Aussehen und sein geradezu lächerlicher Abscheu vor jedem freien Wort — sogar unter Kameraden — sich aus Perioden schrieb, die ihn Tage und Nächte hindurch in Orgeln versinken ließen, aus Perioden gleich denen, die die Geschichte der Borgias überschatten.

Dieser Mann ließ seine Frau tragen, wenn er sich auf Reisen befand. Und sogar an seinem Tisch ließ er sie essen. Diese Zustände, die jeder Disziplin Hohn sprachen, hatte der Amtmann der Regierung gemeldet. Der Hauptmann aber kümmernte sich nicht darum. Alle Versuche, ihn von Vari zu scheiden, waren vergebens.

Und doch war diese Frau so gar nichts fürs Auge, groß und mager, wulstige Lippen, krankhaft brennende, rot-umranderte Augen, deren Blick auf ferne Dinge gerichtet zu sein schien, Dinge, die andere nicht sahen.

Vari und Vera wurden gute Freundinnen, trotzdem sie von weit verschiedener Rationalität waren. Aber Frauen von Weissen waren sie ja losgerissen aus ihren Stämmen. In vieler Hinsicht standen sie auf dem gleichen gesellschaftlichen Niveau, denn beide waren aus guter Familie, sprachen verschiedene eingeborene Sprachen, waren weit gereist und hatten überhaupt eine ganz gute Erziehung genossen. Außerdem gehörten sie beide dem heimlichen Bund an, der Mitglieber aus den hochstehenden Gesellschaftsklassen aller Kongostämme zählt und der vielleicht in fernsten Zeiten einmal in der Lage sein wird, die vielen Stämme um ein gemeinsames Ziel zu sammeln.

Vari besuchte Vera oft. Und eines Abends kamen sie beide in mein Arbeitszimmer, in dem ich schon den ganzen Tag verbracht hatte, ohne etwas zu tun, ohne mehr als das Allernotwendigste zu reden und fast ohne zu essen. Ab und zu trank ich eine Ranne Rotwein oder einen Whisky Half and Half. Ich schlenderte auch hin und wieder von Wand zu Wand, um mich schließlich abermals zu legen und meinen Gedanken nachzuhängen, die sich gleich düsternen, brodelnden Wetterwolken zusammenballten. Sinnlose Einfälle tauchten auf und verlanen wieder, ohne Handlungskraft wahrzurufen. Ein Anfall von Tropenmelancholie jermarterte mein Hirn.

Plötzlich steht Vari vor mir. Glühend brennt ihr Blick mir entgegen. Ihre langen, schwarzen, fast gleichmäßig dünnen Arme streckt sie mir entgegen. Die mageren Finger mit den breiten Endgliedern bewegen sich, wie Schlangendrill sich windet. Sie flüstert: „Judchi, ich werde deine bösen Gedanken an mich ziehen und sie in die nachschwarzen Höhlen des Waldes zurückjagen, aus denen sie gekommen sind.“

Das tue ich, weil Vera mich darum bat und weil Vera nicht die Kraft einer Vari besitzt.

Aber nie darfst du den Hauptmann davon wissen lassen, denn er wird glauben, Vari hätte sich befudelt!

Ich höre sehr wohl, was Vari sagt. Aber ich mag mich nicht dazu herablassen, solch Gewäsch zu beantworten, zeige nur schweigend nach der Tür, um dem Hokusfokus ein Ende zu machen.

Aber Varis Augen mit den roten Rändern brennen mir wie Sonnen entgegen, deren Strahlen über mein Hirn hinwegjagen, daß es wie eine Wüste glüht. Und in dieser Wüste sprießt eine Blume empor, die wächst und wächst, bis sie üppig und mächtig den Himmel erreicht. Schmer und heiß ist ihr Duft und prächtig und rot ihre Blüte. Und in ihrem Schatten finde ich Ruhe.

Wütten in der Nacht erwachte ich in meinem Bürostuhl. Unter anderem Getzikel stand auch folgendes, nichtsagendes Gedicht auf dem Papier vor mir:

Sieh, mein Gemüt ist eine Wüste,
wo außer einer Blume keine Pflanze wächst. —
Wunderbar schön ist die Blume,
deren Wurzeln im Sande der Wüste leben.

Du warst Sonne, du warst Regen,
wenn dein Feuer-Tränen-Blick erlöschte.
Doch das Schicksal heißt dich andre Wege als die meinen wandern,
und du entschwindest mit halb fremdem Rücken.

Streit ist in mir, und Kampf!
Denn auch in meiner Seele wuchert eine Blume!
Blutrot glüht sie, hat ewiges Leben,
denn sie durchpflückt alle Kraft einer Wüstenfee!

Ich konnte mich nicht entsinnen, diesen stammelnden Dichterversuch niedergeschrieben zu haben. Auch hatte ich keine klare Vorstellung von dem Auftritt mit Vari. Aber ich hatte ja auch nicht wenig getrunken, und trotzdem die Sonne bald kommen und ich also viele Stunden geschlafen haben mußte, fühlte ich mich müde und zerschlagen. Ich ging zu Bett und schlief bis weit in den Tag hinein.

Und an diesem Tage lud der Hauptmann mich zu Mittag ein.

Ich hatte schon immer wenig Verkehr mit den Weissen gehabt, mich über das streng Kolonialdinge nicht mit ihnen eingelassen, und dem Hauptmann hatte ich wahrlich noch viel weniger Beachtung geschenkt als allen andern.

Wenn er in Batu war, hielt er sich zumeist in der Messe der Station auf.

(Fortsetzung folgt.)

Observatorien beim Umzug.

Durch die elektrischen Vorortbahnen verdrängt.

Infolge der im Vorjahr durchgeführten Elektrifizierung der Berliner Stadt-, Ring- und Vorortbahn sind die staatlichen erdmagnetischen Observatorien in Potsdam und Seddin nicht mehr in der Lage, mit der nötigen Genauigkeit ihre Beobachtungen durchzuführen. Die Observatorien müssen aufgegeben und nach einem abgelegenen Ort im südwestlichen Teil der Provinz Brandenburg verlegt werden.

Hierzu erfahren wir diese Einzelheiten: Als am 24. April 1928 der erste Probezug über die eben elektrifizierte Vorortstrecke Potsdam—Erkner fuhr, wurden die Registrierbilder des allen Ausflüglern wohlbekannten erdmagnetischen Observatoriums, das dem Preussischen Meteorologischen Instituts untersteht vollkommen zerrissen. Die Heftigkeit der Schwankungen bei den Aufzeichnungen der naturgemäß überempfindlichen Apparate war so groß, daß an magnetische Beobachtungen in Potsdam vorderhand nicht mehr zu denken war. Das wurde zur Selbstverständlichkeit, als die Reichsbahn am 11. Juni 1928 den Verkehr auf der Strecke Potsdam—Erkner eröffnete.

Das erdmagnetische Observatorium in Potsdam hatte schon einmal unter einer ähnlichen Katastrophe zu leiden, als Potsdam seine elektrische Straßenbahn in Betrieb nahm. Auch damals wurden die Registrierungen empfindlich gestört. Deshalb wurden die empfindlicheren Apparaturen nach Seddin gebracht und in Potsdam gewissermaßen nur ein Kontrollbetrieb aufrechterhalten. Man suchte sich anfangs zu helfen, indem man die Registrierungen auf die drei Nachmittagsstunden beschränkte, in denen der Stadtbahnverkehr ruht. Aber auch dies mußte infolge der vielen rangierenden Züge aufgegeben werden. So ruht gegenwärtig die Messung der erdmagnetischen Variationen in Potsdam völlig, in Seddin wird lediglich ein Notbetrieb aufrechterhalten.

Unter diesen Umständen mußte sich das Observatorium nach einer neuen Heimat umsehen. Es kam nur ein dünn besiedeltes, wirtschaftlich wenig erschlossenes Gebiet in Frage, das die notwendige Ruhe bei den Beobachtungen garantiert. Selbst in der weitesten Umgebung Berlins findet sich jedoch ein solcher Bandstrich nicht mehr. Da sich die Industrie mit ihren zahllosen elektrischen Anlagen überallhin ausgebreitet hat. Es blieb nach langem Suchen einzig die öde Südwestecke der Provinz Brandenburg übrig, die auch nur von Verkehrslinien mittlerer Ordnung durchzogen wird. Die Wahl fiel auf das Landstädtchen Niesky, nachdem der Bescheid bei dem Preussischen Meteorologischen Institut eingegangen war, daß die das Städtchen berührende Brandenburger Lokalbahn in absehbarer Zeit nicht elektrifiziert wird. Außerdem verpfändete sich die Stadt, keine Gleichstromanlage mit Rückleitung auf die Erde, wie sie die Berliner Stadtbahn besitzt, zu errichten oder zu gestalten. Ebenfalls 500 Meter im Umkreis des jetzt im Bau befindlichen Observatoriums kein anderes Gebäude erstellt werden.

Bismarck und Weissenberg.

Ein Geist, der nichts wie Unjug produziert.

Die große Strafkammer des Landgerichts II beschäftigte sich gestern mit dem Gotteslästerungsprozeß gegen den Redakteur Franz Kuzowski, der das Blatt der Weissenberg-Sekte, den „Weissen Berg“, redigiert.

In dieser Zeitschrift war ein Artikel erschienen, in dem die „Offenbarungen“ von Bismarcks Geist und seine Äußerungen über das Papsttum und die katholische Kirche „nachgedruckt“ waren. Das Schöffengericht Vahresfelde hatte den angeklagten Redakteur wegen Beschimpfung der katholischen Kirche und ihrer Einrichtungen zu 1000 Mark Geldstrafe an Stelle einer an sich vermerkten Gefängnisstrafe von zwei Monaten und zwei Wochen verurteilt. Kurzwilki, der gegen dieses Urteil Berufung eingelegt hatte, erklärte auch vor der Strafkammer, daß man ihn für jenen Artikel nicht verantwortlich machen könne, da er „nicht von Menschen geschrieben“ worden sei, sondern die Offenbarung eines Geistes durch ein Medium darstelle. Die Strafkammer beauftragte das Urteil erster Instanz und verwarf die Berufung des Angeklagten.

Wie wir über Bismarck denken, ist bekannt, und an Geistesglauben wir nicht. Täten wir es aber doch, so würden wir gleichwohl stutzig werden: Ein Mensch von Bismarcks unbefristbarem Format kann auch als „Geist“ nicht so vertrieben, wie es der Fall wäre, wenn er den Weissenberg-Unsinn von sich gegeben hätte.

Er wollte zur Fremdenlegion.

Und unterschlug deshalb dreitausend Mark.

Ein Lehrling lernte nach dem Besuch eines Kinos, in dem er sich den Film „Der Fremdenlegionär“ angesehen hatte, einen Mann kennen, der ihm von seinen eigenen Erfahrungen in der Fremdenlegion erzählte, so daß der junge Mann Lust bekam, in die Fremdenlegion einzutreten.

Auf Veranlassung seines neuen Freundes veruntreute er dreitausend Mark, die er für die Baus, bei der er als Bote beschäftigt war, zur Post bringen sollte. Die größere Summe des Geldes erhielt Kläglich, — so heißt der Freund — der mit dem Jungen sofort ins Ausland fuhr, wo sie sich beide einkleideten und ein Motorrad für ihre weiteren Abenteuer kauften. Sie mußten aber nach Berlin zurück, da ihnen die nötigen Papiere für das Rad fehlten. Hier merkte Kläglich, daß er von der Kriminalpolizei beobachtet wurde, und stellte sich freiwillig. Dem Lehrling glückte es, wieder ins Ausland zu kommen; er wurde in der Tschepshofstraße wegen Bahnobergehens verhaftet, später ausgeliefert und in Berlin vom Jugendgericht wegen Unterschlagung verurteilt.

Klätlich war vom Schöffengericht Lichtenberg wegen Hehlerei zu 1 Jahr drei Monaten Gefängnis verurteilt worden und hatte gegen dieses Urteil Berufung eingelegt. Die große Strafkammer beim Landgericht III, vor der gestern noch einmal die Abenteuer der jungen Leute verhandelt wurden, kam zu dem Ergebnis, daß Klätlich sich nicht der Hehlerei, sondern der Anstiftung zur Unterschlagung schuldig gemacht habe und verurteilte ihn deswegen unter Aufhebung des ersten Urteils zu 8 Monaten Gefängnis.

Am 26. Juni Termin gegen den Stadtkämmerer.

Wie der Amtliche Preussische Pressedienst mitteilt, hat sich in der Disziplinarkasse gegen den Stadtkämmerer Dr. Lange als Vertreter des Angeklagten der Rechtsanwalt Max Bindener gemeldet und angezeigt, daß auf eine schriftliche Erwiderung auf die Anschuldigungsschrift verzichtet werde, da dem Angeklagten an einer möglichst raschen Erledigung der Angelegenheit gelegen sei. Präsident Mooshatz hat daraufhin Termin auf Donnerstag, den 26. Juni, anberaumt.

Rückgang der Verkehrsunfälle.

Jedes dritte Kraftfahrzeug hat trotzdem einen Unfall.

Von Jahr zu Jahr nimmt die Verkehrstotenstatistik in Berlin zu: Ist doch allein die Zahl der Kraftfahrzeuge vom 1. Juli 1928 bis zum 1. Juli 1929 um 17.800, das heißt um 23 Proz. gestiegen. Trotzdem ist die Zahl der Unfälle in Groß-Berlin um 442, das heißt um 1,6 Proz. zurückgegangen. Diese allmählich zunehmende Verkehrssicherheit ist sehr zu begrüßen.

Gewiß ist auch heute noch die Zahl der Unfälle erschreckend groß. Der Tagesdurchschnitt beträgt für 1929 74 Fälle. Das bedeutet für das ganze Jahr 27.000 Verkehrsunfälle. Besonders bedenklich sind die Sommermonate, denn der Juli 1929 steht mit 2722 Straßenunfällen an der Spitze. Den niedrigsten Stand weist der Februar 1929 auf, in dem bekanntlich die sibirische Kälte herrschte. Der gefährlichste Wochentag ist der Sonnabend; ein Umstand, der auf den starken Wochenendverkehr zurückzuführen ist. Der Sonntag ist viel ungefährlicher, er weist halb so wenig Unfälle auf als der Sonnabend, weil der Geschäftsverkehr ruht.

Die Zahl der bei den Unfällen sofort getöteten Personen betrug 1929 204 gegen 218 im Jahre 1928. Nachträglich erlagen an den Folgen eines Verkehrsunfalls 264 Personen ihren Verletzungen von den insgesamt 468 tödlich Verunglückten waren 408 Erwachsene und 60 Kinder.

Es muß betont werden, daß an den Unfällen leider die Kraftfahrzeuge bei weitem am stärksten beteiligt sind. Nicht nur die Zahl der durch sie hervorgerufenen Unfälle an ihrem Bestand so einfallen im Laufe des Jahres 1929 auf je 100 im Verkehr befindliche Kraftfahrzeuge durchschnittlich 37,1 Unfälle gegenüber 44,2 im Vorjahre. Der Rückgang ist erfreulich, aber man darf nicht verkennen, daß gleichwohl etwa jedes dritte Kraftfahrzeug im Laufe des Jahres 1929 einen Verkehrsunfall hatte. Es klingt phantastisch, aber tatsächlich kam durchschnittlich auf jede Kraftfahrzeug ein Unfall, auf jeden Autobus entfielen sogar drei Unfälle im Jahre. Der Sachfrage nachzugehen, ist nicht immer leicht. Nur in etwa 60 Proz. der Fälle konnte die Unfallursache einwandfrei festgestellt werden. Bei diesen Fällen lag die

Schuld zu 67 Proz. bei den Fahrern, zu 20 Proz. bei den Fußgängern, zu 9 Proz. bei der Beschaffenheit der Fahrbahn und zu 4 Proz. in Mängeln der Fahrzeuge.

Die Statistik ist, wenn man sich die Ziffern, ohne zu vergleichen, ansieht, schmerzlich. Sie ist, wenn man Erhöhung oder Verminderung der Verkehrssicherheit prüft, erfreulich. Sie richtet an jeden Kraftfahrer die Mahnung, sein Fahrzeug mit der größten Vorsicht zu führen; sie wendet sich aber auch an den Fußgänger und an jeden anderen, der auf der Straße zu tun hat, indem sie ihm sagt: Richte dich nach den Vorschriften, sonst ist dein Leben in Gefahr!

Verkehrsoffer in Großbritannien.

18 Personen täglich hat der Koloch Verkehr im vergangenen Jahre in Großbritannien gefordert. 6.696 Personen haben bei Straßenunfällen aller Art im Jahre 1929 ihr Leben lassen müssen. Diese Angaben werden in einer soeben veröffentlichten Statistik des englischen Innenministeriums gemacht. Aus dieser Statistik geht hervor, daß sich im vergangenen Jahre insgesamt 131.801 Verkehrsunfälle in Großbritannien ereigneten bei denen außer der genannten Zahl der Todesopfer nicht weniger als 170.917 Personen verletzt wurden. Mit den Ziffern des Vorjahres verglichen, haben die Unfälle eine Zunahme von 4219, die Zahl der getöteten Personen eine Steigerung von 558 und die der Verletzten Personen eine solche von 6070 aufzuweisen. An erster Stelle an dieser traurigen Statistik steht natürlich die englische Metropole, wo allein 1383 Personen getötet und 56.321 verletzt wurden. Nach London folgen die Grafschaft Lancashire, die Städte Birmingham, Liverpool und Manchester. Den sichersten Ort in ganz Großbritannien stellen die Scilly-Inseln dar, in deren Gebiet nicht ein Mensch durch einen Verkehrsunfall getötet oder verletzt wurde.

Tödliche Ohrfeigen.

Wegen Körperverletzung mit Todeserfolg ins Gefängnis.

Kleine Ursachen haben oft große Wirkungen. Eine Ohrfeige kann mitunter Folgen haben, die für den Geschlagenen ebenso furchtbar sind wie für den, der die Ohrfeige verabfolgt. Dener kommt ums Leben, dieser ins Gefängnis, nämlich wenn die Ohrfeige den Tod des Mißhandelten zur Folge hat. Dann bedeutet sie schwere Körperverletzung, dessen Todeserfolg vor dem Schwurgericht — und, da Deutschland im Augenblick kein Schwurgericht mehr besitzt — vor dem Landgericht geführt wird. Diejenigen Menschen, die besonders schnell mit dem Absterben und Ausbleiben von Ohrfeigen bei der Hand sind, sollen nicht glauben, daß derartige unerwartete Wirkungen zu den größten Seltsamkeiten gehören. In Rooditz konnte man z. B. in verhältnismäßig kurzer Zeit drei derartige Ohrfeigeprozesse erleben.

Für die da eines Tages ein Rechnungsrat seinen Hund spazieren. Der Nachbar war auf das Tier nicht gut zu sprechen und auch das Tier nicht auf den Nachbar. Es machte eine drohende Bewegung. Der Nachbar, der sich bedroht glaubte, hielt sich das Tier vom Halbe. Eine solche Abwehr ist eigentlich selbstverständlich. Der Rechnungsrat, ein offenbar sehr rober Mensch, verfehlte dem Nachbar eine Ohrfeige. Der Betroffene fiel um und war sofort tot. Der ursächliche Zusammenhang konnte in diesem Fall nicht hergestellt werden. Die Ärzte fanden bei dem so unerwartet Verstorbenen eine sehr dünne Schädeldicke; das war das Glück des Hundebesizers, der freigesprochen wurde.

In einem anderen Falle kostete dem Ohrfeigenden die Ohrfeige zwei Jahre Gefängnis. Ein junger Mensch begleitete nämlich eines Abends eine Braut nach Hause. In einem Hanssturz stand ein angegriffener Mann, der das junge Mädchen belästigen zu müssen glaubte. Der junge Mensch gab ihm zu verstehen, daß er nicht zulasse, er müsse sich doch wenigstens entschuldigen. Anstatt diesem berechtigten Wunsche nachzukommen, verfehlte der Belästiger dem Bräutigam eine Ohrfeige. Der Geschlagene fiel hin, stand wieder auf, begleitete noch seine Braut nach Hause und starb bald darauf an den Folgen der Ohrfeige. Gestern stand vor dem Landgericht I ein ähnlicher Fall zur Verhandlung. Ein Arbeiter befand sich früh gegen 7 Uhr auf dem Wege zur Arbeit. In der Wickestraße kam ihm ein 60jähriger rüstiger Mann entgegen und stieß ihn wohl verheerlich an. Der Arbeiter stellte ihn zur Rede und meinte, er müsse sich doch wenigstens entschuldigen. Statt der Entschuldigung erhielt er aber mit der Ärmelkante, in der sich eine Kaffeekanne befand, einen Schlag ins Gesicht. Nun verfehlte er dem Manne eine Ohrfeige. Der Geschlagene fiel hin,

schlug mit dem Schädel auf den Rinnstein, wurde auf die Rettungstelle gebracht und starb. Er hatte einen Schädelbruch erlitten. Der Angeklagte, der bereits früher zweimal wegen Körperverletzung verurteilt worden war, wurde mit einhalb Jahren Gefängnis bestraft. Einen Hofbefehl erhielt das Gericht nicht. Bieleicht wird es doch noch möglich, daß ihm die Strafe erlassen wird — unter der Bedingung, daß er nie mehr ohrfeigt, denn er ist doch wohl der Angegriffene gewesen und die Ohrfeige war eine Abwehr, was man z. B. bei dem rabiaten Rechnungsrat, der ganz frei gekommen ist, bestimmt nicht sagen kann. Die Leute aber, denen die Hand nur allzu leicht aufrührt, sollten aus diesen drei tödlichen Ohrfeigen für sich eine Lehre ziehen.

Merkwürdiger Todesfall im Hotel.

Die Frau stirbt — der Mann flüchtet.

Mit der Aufklärung eines merkwürdigen Todesfalles beschäftigt sich zur Zeit die Kriminalpolizei.

Am Dienstagabend stiegen in einem kleineren Hotel in der Nähe des Kolonischen Platzes ein Mann und eine Frau ab, die ein gemeinsames Zimmer bezogen. Nach etwa 1/2 Stunden kam der Mann allein und eilig die Treppe hinunter und wollte das Haus verlassen. Der Hotelbesitzer hielt ihn an und fragte, wohin er wolle. Der Mann erklärte, seine Frau sei erkrankt, er wolle aus einer Apotheke etwas für sie holen. Man ließ ihn also gehen, er kehrte aber nicht zurück. Aus dem Zimmer des Paares hörte man aber das Stöhnen der Frau und sah sich sehr nach ihr um. Sie lag nur leicht bekleidet im Bett und war offenbar krank. Als man ihr Hoffmannstropfen gegeben und sich auch sonst um sie bemüht hatte, schien sie ruhig einzuschlafen. Man hoffte, sie werde sich nun erholen und ließ sie allein. Am Mittwoch früh gegen 7 Uhr aber fand das Zimmermädchen die Frau tot im Bett liegen. Verletzungen äußerer Art wie Würgemale waren an der Leiche nicht zu finden. Die Kriminalpolizei wurde von dem Todesfall in Kenntnis gesetzt und die beschlagnahmte Leiche dem Schauhaus zugeführt. Die Tote konnte festgestellt werden als eine 49 Jahre alte Händlerin Konradine Bartels, die in der Rollendammstraße 4 wohnt. Wer der Mann war, weiß man noch nicht. Durch Obduktion wird versucht werden, die Todesursache festzustellen.

Kürten ein Universalverbrecher?

Nun gibt er auch Brandstiftungen zu.

Düsseldorf, 4. Juni.

Kürten ist bei seinen weiteren Vernehmungen geständig und gibt aus sich heraus strafbare Handlungen zu, die von der Polizei noch weiter nachgeprüft werden müssen. Kürten hat eine Anzahl weiterer Bekanntschaften geschildert, die er machte, um die Betroffenen später zu töten. Nur durch äußere Umstände wurde er von den Tötungsabsichten abgehalten. Brandstiftungen hat Kürten bisher in 20 Fällen zugegeben. Er schildert dieselben derart genau, daß er unbedingt als Täter in Frage kommen muß. Verschiedene Nachprüfungen haben gezeigt, daß Kürten die Wahrheit spricht.

Schweres Unwetter im Moseltal.

Im Moseltal ging am Dienstagabend ein schweres Gewitter mit Wolkendruck nieder. Auf der Nebenbahnstrecke Bänderich—Traben-Trarbach bei Neil wurde der Bahndamm überschwemmt und durch Schlammrassen und Gestrüpp unpassierbar gemacht. Der Verkehr wurde durch Umsteigen arretiert. In Ardo hat das Gewitter schweren Schaden angerichtet, ein Teil des Ortes stand unter Wasser. In den Weinbergen wurden gewaltige Wägen Weizenbäcker und viele Reben zerstört. Die Baumgelenke mußten gelöst werden, um Menschen und Vieh zu retten.

Impfgegner zur Lübecker Katastrophe.

Der Impfgegnerverein Groß-Berlin veranstaltete am Dienstag einen Vortrags- und Diskussionsabend über „Menschenrecht und Impfverbrechen“ unter besonderer Berücksichtigung des Calmette-Verfahrens und der Todesopfer in Lübeck. Nach Ausführungen des Impfgegners Dr. med. Steintal wurde in der Aussprache der Vorschlag angenommen, einen Arbeitsausschuß zu wählen, der die Lübecker Kindertragödie bis zur restlosen Klärung untersuchen und die verantwortlichen Medizin- und Verwaltungsbeamten der Bestrafung zuführen soll.

Explosionsunglück in Chemnitz.

Am Mittwochnachmittag stieg in einer mechanischen Weberei in der Zwidauer Straße in Chemnitz die Dampfwalze einer Appreturmäschine in die Luft. Durch die austretenden Dämpfe wurden sechs Angestellte verbrüht, davon ein Mann und eine Frau so schwer, daß sie ins Krankenhaus gebracht werden mußten.

Kommunale Verwaltungsschule in Aischersleben. Wie der „Amtliche Preussische Pressedienst“ mitteilt, ist durch einen Rundschreiben des Preussischen Ministers des Innern die Kommunale Verwaltungsschule in Aischersleben als staatlich anerkannte Lehranstalt im Sinne des Angestellten-Gesetzes bezeichnet worden.

Alle zwei Minuten ein Pfingstzug.
500 bis 600 Sonderzüge der Stadtschnellbahn.

Zur Bewältigung des bei gutem Wetter zu erwartenden starken Pfingst-Ausflugsverkehrs hat die Reichsbahndirektion Berlin umfassende Vorbereitungen getroffen: 500 bis 600 Sonderzüge werden dem Publikum an jedem der beiden Pfingstfesttage — ähnlich wie am Himmelfahrtstage — zur Erreichung der verschiedenen Reiseziele auf den Stadt-, Ring- und Vorortbahnen zur Verfügung stehen. Auf der Stadtbahn wird durchschnittlich alle zwei Minuten ein Zug fahren, während auf den Vorortstrecken, besonders in Richtung Wannsee, Friedrichshagen und Grünau ein fünfminütiger Verkehr eingerichtet werden wird. Nach Bedarf wird auch die Zahl der Züge vom Potsdamer Bahnhof nach Wannsee und Werder ausreißend vermehrt. Der inzwischen in Kraft getretene Sommerfahrplan sieht bereits auf den Strecken Wannsee-Beelitz-Heilstättchen und Berlin Potsdamer Vorortbahnhof-Rangsdorf zu den Hauptzeiten des Hin- und Rückverkehrs eine dichtere Zugfolge vor.

Eine erneuerungsbedürftige Schule.

Während man den neugeschaffenen Schulbauten gesundheitslich und in der Form alle Liebe und Sorgfalt zuwendet, erfahren die alten Schulhöfe keine oder nur eine mangelhafte Verbesserung. Man muß aber bedenken, daß die Kinder den halben Tag die Schulbank drücken und daß es ihrer Gesundheit schädlich ist, wenn sie diese lange Zeit in schlecht lüftbaren, niedrigen, sonnenlosen Räumen verbringen, deren Wände Jahrzehnte alter Schmutz verunziert, die mit hartem, stark hitzendem Gaslicht beheizt sind und die durch allzu große Raumüberfüllung die denkbar schlechteste Luft besitzen.

Eine solche geradezu historische Angelegenheit ist beispielsweise die 52 Gemeindeschule in der Fruchtstraße, deren Klassenräume alle Mängel aufweisen: Sie sind überfüllt belegt, sie haben weder einen Zeichen-, Gesangs- oder Handarbeitsaal, noch ein Frühstückszimmer, das Konferenzzimmer, für 18 Lehrkräfte berechnet, ist ein winziger kleiner einstufiger Raum. Trotzdem die elektrische Steigeleitung bereits vorhanden ist und die Schulverwaltung nach verschiedenen Gesuchen, zuletzt im November 1929, den Bescheid erhielt, daß die notwendigen Arbeiten in 14 Tagen erledigt würden, hat die Schule immer noch Gaslicht und besitzt Klassenräume, die überhaupt ohne Belüftung sind, so daß die Kinder hier, solange es dunkel ist, mündlich unterrichtet werden oder einen anderen Klassenraum aufsuchen müssen. Auch die Waschgelegenheiten sind mehr als unzulänglich, jede Klasse hat nur ein kleines Waschbecken und auf jedem Flur eine Wasserleitung. Riesenhafte Defektstrahlen, im Verein mit der Gasbeleuchtung, im Winter eine ungeheure Hitze aus, und wenn die Kinder dann ins Freie kommen, macht sich der gewaltige Temperaturunterschied naturgemäß in Erkältungen bemerkbar; einige Klassenräume sind durch große Brandmauern vom Tageslicht so gut wie abgeschlossen, kurzum, es mangelt bedenklich an der alternativen Hygiene, und es wäre dringend geboten, hier nach Möglichkeit Verbesserungen vorzunehmen.

Natürlich teilen das Los dieser Schule noch eine ganze Reihe ähnlicher gebauter Behelfsklassen.

Öffentlicher Wohnungsnachweis vor 130 Jahren.

Wenn uns das Berlin der Klassikerzeit im Vergleiche zur heutigen Millionenstadt auch fast wie ein deutsches Landstädtchen erscheinen mag, so dürfen wir doch nicht verkennen, daß es gerade damals rascher als die Mehrzahl der anderen deutschen Städte in der Entwicklung zur modernen Großstadt fortschritt. Auch seine öffentlichen Einrichtungen wußte es früher als die meisten anderen deutschen Gemeinwesen den großstädtischen Verhältnissen anzupassen. So erzählt uns A. D. F. Kumpf in seinem im Jahre 1804 erschienenen Buche „Berlin und Potsdam“, eine vollständige Darstellung der merkwürdigsten Gegenstände, von einer „zur allgemeinen Bequemlichkeit gereichten Anstalt“, der Briefbotenpost, die von den Gildelästen und Kaufleuten am 8. September des Jahres 1800 eingerichtet wurde und Briefe und Pakete innerhalb der Stadt beförderte. „Mit der Direction der Fußbotenpost“, schreibt Kumpf weiter, „ist eine Nachweisanstalt für alle Arten von Mietwohnungen errichtet, worin man täglich große und kleine Wohnungen von 10 bis 2000 Rthlr. (Reichsthaler) jährlicher Miete, desgleichen vom Vermietter die Anzeige von der Beschaffenheit seiner zu vermietenden Wohnung, für Erlegung von 2 bis 4 Gr. (Groschen) findet.“ Wir haben es hier also mit einem öffentlichen Wohnungsnachweis zu tun, denn die

Als in Berlin der Weinbau blühte.

Muskateller, Petersilienwein und Tintenwein.

Die ältesten Strohkennamen in unseren Städten haben nicht wie heute Bezug auf Persönlichkeiten, Länder und fremde Völker, sondern beziehen sich fast immer auf die Stadt und ihre Einrichtungen. Die Münster-, Dom-, Kirch-, Kloster-, Pfaffen-, Mönchs-, Priester- und Nonnengassen und Straßen haben deutlich Bezug auf kirchliche, die Burg-, Schloß-, Herren- und Rittergassen und Straßen auf feudale Einrichtungen. Die Regier-, Bäcker-, Weber-, Fleischer-, Schmiede-, Schwertfeger-, Reißschläger-, Wollweber- und Fischerstraßen und Gassen erinnern an die Gewerbe der alten Stadt. Wenn man aber in Berlin alte Straßennamen, wie Weinmeisterstraße oder Weinbergweg findet, so bleibt kein anderer Schluß übrig, als daß in früheren Zeiten in der guten Stadt Berlin oder in ihrer nächsten Umgebung der Weinbau heimisch war. Und dieser Schluß ist durchaus zutreffend. Die alten Berliner Weinberge lagen an den Abhängen des Barnimplateaus zwischen dem Dranienburger und dem Landsberger Tor, sie hatten also gute Südlage und wurden von Sonne ständig bestrahlt. Als letzte spärlische Reste des ehemals blühenden Berliner Weinbaus findet man auf allen verlassenen Höfen noch hier und da einen Weinstock. Mag der Rhein- und Moselländer über den Berliner Wein seine Wähe machen, früher hat man den Anbau der Rebe sehr ernst genommen und sehr erfolgreich betrieben.

Alt-Berliner Weinkultur.

Aus dem Jahr 1688 ist uns die Abhandlung eines kurfürstlichen Hofrates über die Berliner Weine überkommen, in der besonders genannt werden der Blanke, der Rote und der Seltene. Eine Weinsorte, die noch heute am Rhein gebaut wird, der Schöne-Edel, eine große Traube von gelblicher Farbe und lieblichem Geschmack, besetzte den blanken Wein. Dann gab es den blankweißlichen Wein, der aus frühreifen Trauben gepreßt wurde. Ferner den Riebling, der dem edelsten Rheinwein nicht nachstand und Mustotellercharakter hatte. Die Berliner Rotweine wurden aus dem Schöne-Edel und dem Schiel-Traminer gepreßt. Schiel bedeutet hellrot, schillernd. Die Rot-Weiß-Traube gab einen tiefdunklen Wein von süßem Geschmack. Schließlich kannte man noch im alten Berlin die sonderbaren oder seltenen Reben. Da gab es Weintrauben ohne Körner mit kleinen süßen Beeren, dann den Petersilienwein, dessen Blätter nach Petersilienart eingekerbt waren und dessen große Beeren einen lieblichen Geschmack hatten. Der Tintenwein hatte dunkelrote Farbe, die Trauben des geschickten Weines waren halb rot halb weiß. Der in Berlin angebaute Burdelasser hatte so große Beeren, daß eine Traube einen ganzen Teller füllte. Schloß an die berühmten Sorten wie Malvasier und Muskateller machte man sich heran. Schließlich gab es hier im Sande der Mark sogar einen vom Belus eingeführten Wein, den Billo lachrima, der, wie der Chronist sagte, von Geruch sehr anmutig war und in keiner Weise der Gesundheit schadete. Von all

diesen Herrlichkeiten, auf die die Berliner nicht wenig stolz waren, sind nichts übriggeblieben als ein paar Strohkennamen.

Aber nicht nur in Berlin selbst, auch im Lande Brandenburg, des heiligen Römischen Reiches Stieurlandbüchse, blühte der Weinbau.

Wo in der Mark die Rebe wuchs.

Auf den modernen als Wanderkarten benutzten Generalstabkarten findet man oft die Bezeichnung Weinberg, wiewohl tatsächlich heute nichts mehr von Weinbau zu finden ist. Bei Zossen, Baruth, Mittenwalde, Storkow, Fürstenwalde, Saarmund bei Potsdam findet man diese Bezeichnung, die auf alten märkischen Weinbau zurückgeht. Besonders gepflegt und angebaut wurde die Rebe um Frankfurt und Guben, im Obergau bei Krossen und etwas weiter nach Niederschlesien hinein, in und um Grünberg, wo sich der Weinbau nicht nur bis heute erhalten hat, sondern in der letzten Zeit sogar einen neuen Aufschwung genommen hat. Die bekannten und berühmten Obisberge bei Werder waren in alten Zeiten nicht minder berühmte Weinberge. Selbst einen Saarwein hat die Mark gehabt. Südlich von Potsdam liegt der Flecken Saarmund, an der Mündung des Saarbaches in die Ruche, die wiederum bei Potsdam in die Havel geht. „Am Rinken der Stadt Saarmund“, so schreibt Theodor Fontane begeistert, „an den Südhängen der Jauchhügel, entstanden Weinberge über Weinberge, so daß Deutschland damals zu den Zeiten des Großen Kurfürsten des Vortzugs genoß, einen doppelten Saarwein zu produzieren, den einen bei Trier, den andern bei Saarmund.“ Und elegisch schließt der Mitmeister seine Schilderung mit den Worten: Tempus passati! (Die schönen Zeiten sind vorbei).

Nicht minder begeistert preist ein Schriftsteller unserer Zeit, Richard Nordhausen, den märkischen Weinbau. Er meint sogar überschwänglich, die Ober braucht sich nicht allzu ängstlich vor dem Rhein zu verstecken.“ Sommerfeld, Krossen, Guben, Kottbus und Frankfurt waren rechte Weinstädte. Ein Weinberg bei Tassdorf hat nach ihm im Jahre 1574 hundertfünfzig Tonnen Wein gebracht. Im 16. Jahrhundert gab es in der Mark so reiche Weinrenten, daß der Preis des Weines unter dem des Bieres lag. Man darf aber auch nicht verschweigen, daß ein alter märkischer Spruch lautete:

Märkischer Erde Weineträge
geh'n durch die Rehle wie 'ne Säge.

Die Verheerungen des 30jährigen Krieges, das Vordringen der waldschmedenderen westdeutschen Weine und vor allen Dingen der Siegeszug des Bieres hat der märkischen Weinbaukultur den Garaus gemacht. Das darf nicht hindern anzuerkennen und auch daran zu erinnern, daß der Weinbau im Mittelalter in Berlin und der Mark ein gewichtiger Faktor der wirtschaftlichen Kultur war.

Gütern waren öffentlich-rechtliche Einrichtungen. Gleichzeitig erfahren wir aus dieser Notiz die damals in Berlin üblichen Mietpreise, zehn bis zwanzig Reichstaler im Jahre. Den Reichstaler muß man allerdings auf mehr als das Doppelte des heutigen Talers bewerten.

Verbrecher in Cayenne ausgebrochen.

Paris, 4. Juni.

Nach einem im französischen Justizministerium eingetroffenen Bericht aus Cayenne sind 21 Schwerverbrecher aus der dortigen Verbrecherkolonie ausgebrochen. Unter den Geflüchten befindet sich eine Reihe von Mördern, die ursprünglich zum Tode verurteilt waren, deren Strafe jedoch vom Präsidenten der Republik in lebenslängliche Zwangsarbeit umgewandelt wurde. Es gelang bisher nicht, auch nur einen der Flüchtlinge wieder zu ergreifen.

Weibliche Kriminalbeamte. Bei dem ersten Examen für weibliche Kriminalbeamte in Berlin bestanden alle acht Prüflinge. Drei von ihnen finden sogleich als Kriminalkommissare Aufstellung in der Reichshauptstadt, die anderen dürften sehr bald im Reiche Verwendung als Hilfskommissare finden, um aufzurücken, wenn etatsmäßige Stellen frei werden.

Kleinluftschiff über der Ostsee verunglückt.

Stockholm, 4. Juni.

Das deutsche Kleinluftschiff „P. N. 29“, das sich auf dem Wege von der Stockholmer Ausstellung nach Siolp befand, verunglückte über der Ostsee. Die Besatzung des Kleinluftschiffes wurde von dem deutschen Dampfer „Warburg“ geborgen. Das Sedliner Kleinluftschiff wurde schon während seines Aufenthalts auf der Stockholmer Ausstellung von einem schweren Sturm beschädigt. Nach vorläufiger Ausbesserung sollte es zur vollständigen Instandsetzung nach Deutschland fliegen, um Ende des Monats wieder nach Stockholm zurückzukehren.

Ernst Friedrich aus der Haft entlassen.

Der Schriftsteller Ernst Friedrich, der, wie erinnerlich, vor einiger Zeit auf seiner Motorjacht „Soeräuber“ in Berlin-Kummelsburg wegen Beteiligung an der linksradikalen Zerlegungsbauarbeit in Polizei und Reichswehr verhaftet wurde, ist jetzt wieder auf freien Fuß gesetzt worden. Auf Antrag des Rechtsanwaltes Dr. Kurt Rosenfeld hat der Untersuchungsrichter beim Reichsgericht den gegen Friedrich erlassenen Haftbefehl ohne Sicherheitsleistung aufgehoben, da bei dem gegenwärtigen Stand der Untersuchung eine Verdunklung nicht mehr zu befürchten ist und Fluchtgefahr nicht vorliegt.

Unser großer

Pfingst-Verkauf



Billig und gut! Das ist der Wunsch heute für jeden Einkauf. Deshalb zu Pfingsten nur **Hermeta-Qualitäten** billig und gut sind. die seit 50 Jahren

<p>Hermeta-Kindersöckchen neue schöne Muster, für 1-13 Jahre . . . 1.45 1.25 0.95</p>	<p>Hermeta-Damenstrümpfe feine künstl. Seide, moderne Farben, gut verstäkt . . . 2.45 1.95</p>	<p>Hermeta-Kragen pa. Mako, 4 fach, bester Sitz 3 Stück 2.75 Stück 1.00</p>
<p>Hermeta-Kindersportstrümpfe gute Strapazier-Qualität mit Elastrand, für 4-16 J. 2.65 2.25 1.95</p>	<p>Hermeta-Strümpfe feine künstl. Bembergseide, alle Model. u. rose opaline 4.90 3.90 3.00</p>	<p>Hermeta-Selbstbinder letzte Neuheiten 1.90 5.75 4.75 3.75 2.75 1.90</p>
<p>Hermeta-Herrensportstrümpfe Baumwolle u. Wolle, gute Qual. m. eleg. Umschlagrändern 4.50 2.75</p>	<p>Hermeta-Damenschlüpfer Kunstseide, gestreift, feinsädlige Qualit., moderne Farben 2.95 1.95</p>	<p>Hermeta-Hemdosen für Herren, Sportform, gute Qualität, alle Größen 2.95</p>
<p>Hermeta-Damensportsöckchen Seidenslor u. Mako, weiß u. farb., elegante Qualitäten 1.45 1.15 0.75</p>	<p>Hermeta-Damenunterkleid feine Charm. Qual. m. eleg. Spitz. u. Crepe Georg. Garn. 8.75 7.90 6.90</p>	<p>Hermeta-Oberhemden pa. Popeline, neueste Dessins m. Krag. od. Ersatzmansch. 12.75 9.75 7.90</p>

Hermeta-Handschuhe
für Damen, künstl. Seide m. eleg. Ausstattung, vers. Farben 2.45 **2.45**

Hermeta-Handschuhe
für Damen, edel. Washleid. weiß u. creme, m. Seidenwolle zu waschen 5.90 **3.90**

50 JAHRE

METZGER

Leipzig: Leipziger Str. 89 u. 110 / Tauentzienstr. 18 / Friedrichstr. 62 / Wilmersdorfer Str. 60 u. 128 / Brunnenstr. 18
Große Frankfurter Str. 138 / Potsdam, Neuenar Straße 17 / Neuhölln, Berliner Straße 47 Ecke Soddinstraße

Hermeta-Socken
Seidenslor, moderne Jacquardmuster, gut verstäkt 2.45 **1.75**

Hermeta-Badeanzüge
reine Wolle, gestreift, elegante Strickmuster Größe 47: 15.75 9.75 **7.90**

Theater, Lichtspiele usw.

Donnerstag, 6. Juni
Staats-Oper
 Unter d. Linden
 Takt-Nr. 8. Nr. 10
 Jahres-Nr. - V. Nr. 148
 20 Uhr
Christoph Columbus
 Ende 22 1/4 Uhr

Donnerstag, 6. Juni
Stadt. Oper
 Bismarckstr.
 Turnus I
 19 1/4 Uhr
Carmen
 Ende 22 1/4 Uhr

Staats-Oper
 im Platz der Republik
 R.-S. 52
 19 1/4 Uhr
 Der **Frelschütz**
 Ende 22 1/4 Uhr

Staatl. Schausp.
 am Gendarmenmarkt
 St. R. H. Nr. 10. Nr. 8
 Jahres-Nr. - V. Nr. 133
 20 Uhr
Gustav Adolf
 Ende 23 Uhr

Staatl. Schiller-Theater, Charlthg.
 20 Uhr
G'wissenswurm
 Ende nach 22 Uhr

Volksbühne
 Theater am Kollwitzplatz.
 8 1/4 Uhr
Julius Caesar
 Regie: Karl Heinz Martin

Staatl. Schiller-Th.
 8 Uhr
G'wissenswurm

Deutsches Theater
 8 1/2 Woldendamm 5201
 8 Uhr
Phaea
 von Fritz v. Unruh.
 Reg.: Max Reinhardt
 Musik: Friedrich Hollaender.

Kammerspiele
 8 1/2 Woldendamm 5201
 8 1/4 Uhr
Jphigene
 von Wolfgang Goethe
 Einrichtung und Regie:
 Richard Beer-Selmann

Die Komödie
 11 Bismarckstr. 2414/7814
 8 1/4 Uhr
Soll man heiraten?
 Komödie von Bernard Shaw
 Szenische Bearbeitung:
 Karl Heinz Martin

Barnowsky-Lübbers
 Theater in
 der Stromemannstr.
 (früher Klugplatz Str.)
 Täglich 8 1/4 Uhr
Napoleon greift ein
 von Walter Hasenclever

Komödienhaus
 Täglich 8 1/4 Uhr
Meine Schwester und ich
 Musik v. Ralph Benatzky

Theater d. Westens
 Täglich 8 1/4 Uhr:
Der Bettelstudent
 Carola, Elmer,
 Sättler, Horsten,
 Sikla, Dora

Residenz-Theater
 Tägl. 8 1/4 Uhr
Madonna im Schlafcoupé
 v. Maurice Dekobra
 Für Jugendl. verb.

Berliner Prater
 Sommertheater
 Kastanienallee 7-9
 Humboldt 2246
 Pfingsten, 6. u. 8. Juni
 Das große
Fest-Brünnungs-Programm
 1. und 2. Feiertag
Gr. Frühkonzert
 Transparenz
 Auf der Bühne
 Original Norddeutsche
 Sänger
 mit reichhaltigem Programm
 Anfang 5 1/2 Uhr
Kadumlieds
 Anfang 4 Uhr
 6 Varieté-Weltstadt-Attraktionen
 ferner Ernst Beer u.
 Gertr. Litten in der
 Burleske „Janz Jahn“
 sowie „Der Hagestauder“
 Komödie in 3 Act. v. Jan Zeller
 mit 50 überwiegend
 Fröhliche Kostüm-
 des gr. Kassenodien
 Eintrittspreis von 50 Pf. an

SCALA
 Tägl. 8 u. 8 1/4 Uhr. 8 3. Barb. 9350
 Pr. 1-6 M. Wochentg. 5 U. 50 Pf. - 3 M.
 12 Attraktionen höchster Klasse!

PLAZA Tägl. 8 u. 8 1/4
 Sauml. 2. u. 8 1/4
 Alex. E. 4. 8066
Wilhelm Starnstein
 der beliebte Humorist
 und 5 erstklassige Attraktionen

Winter Garten
 8.15 Uhr Zentr. 0010 Nonnen er-pocht
 Wieder ab 8.15 in Berlin auch nicht er-pocht
 Reizvolle und wahren 4 Attraktionen

Theater l. d. Behrenstr. 53-54
 8 1/4 U. A 4 Zentrum 926-927. 8 1/4 U.
 Direktion Ralph Arthur Roberts
Mein Vetter Eduard
 Schwank in 3 Akten von Fred Robs

Direktion
 Dr. Robert Klein
**Deutsches
 Künstler-Theater**
 Barbarossa 3937
 Täglich 8 1/4 Uhr
**Ich fange um
 die Welt mit dir**
 von Nicolas Schlier
 Musik: Friedrich Hollaender
 Regie: Hans Lietz

Lessing-Theater
 Woldendamm 2717 u. 2616
 Täglich 8 1/4 Uhr
**Heute Abend
 wird aus dem
 Stegreif gespielt**
 von Pirandello
 Regie:
 Gustav Hartung

ROSE THEATER
 Große Frankfurter Str. 122
 Billettkasse: Alex. 2422 u. 3494
Täglich 8.15

Jenny steigt
 „Jenny steigt wieder“ bleibt
 nur noch bis Freitag,
 6. Juni auf dem Spielplan.
 Ab Sonnabend, den 7. Juni
 täglich 8 1/4, Sonntags auch 8 1/2
 Arm wie eine Kirchenmann
 mit Traute, Paul u. Willi Rose,
 Robert Müller u. Erich Wilde.
Am Pfingstsonntag
 Eröffnung der Gartenbühne
 Täglich 8 1/4 Uhr nachmittags
 (Sonntags 8 1/2 Uhr)
 6 erstklassige Varieténummern
 und
 „Lena, Lotte, Liesa
 mit Erna Kerstana, Hilde Hefer
 Loni Pyramont, Karl Götlich
 Hans Rose, Edgar Karisch
 u. Carl Muth in d. Hauptrollen
 Am 1. u. 2. Pfingstfeiertag
 um 8 Uhr morgens
Große Frühkonzerte
 mit
 Hirsch-Viertelchöre.
 Der Vorverkauf hat begonnen

Reichshallen-Theater
 2 Uhr: Das große Pfingst-Programm
 der
Steinerner Sänger
 1. und 2. Feiertag, 3 Uhr:
Nachmittags-Vorstellung
 zu halben Preisen!
 Tel.: Zentrum 11261
 Böschhoff - Dreißl (Saal und Garten)
 Varieté / Konzert / Tanz / Gesang!

**Das preiswerte
 Vergnügungs-
 Restaurant
 Berlins**
 BETRIEB
 KEMPINSKI

Tage 1. u. 2. Feiertag
 Kottbuser Str. 6
 Dr. Reza
„Heldendstein“
 mit
 Herie Loewe
 der schönen Heldin!
 Wo spielt man
 gut und billig?
 Nur
Gross-Berlin
 Alexanderplatz



ERÖFFNUNG 12 UHR

AUSSTELLUNG REISE UND BAD

mit Unterstützung der Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung • Deutsche Lufthansa • Reichsverband Deutscher Jugendherbergen • Berliner Freibäder G. m. b. H. • Autohilfe • Zentralstelle für Radfahrwege • »Die schaffende Frau« und andere

PREISAUSSCHREIBEN

»24 STUNDEN FERIENFREUDE«

Die schönsten Schilderungen in Wort und Bild (Zeichnung oder Photographie) werden preisgekrönt • Teilnahmeberechtigt ist jeder Besucher unserer Ausstellung

- 1. PREIS:** 14 Tage Kuraufenthalt in Schlerke i. H. in den Karstadt-Hotels (Kurhaus oder Fürstenhöh)
- 2. PREIS:** Freiflug Berlin-Breslau oder gleichwert. Strecke
- 3.-5. PREIS:** Rundflüge über Berlin und andere Preise • Preisrichter: Rechtsanwält und Notar Dr. Robert Meyer-Berlin • »Die schaffende Frau« • Geschäftsleitung des Warenhauses Karstadt, Berlin

KARSTADT

U-BAHNHOF HERMANNPLATZ • DER KARSTADT-BAHNHOF



Bedingungen für das Preisausschreiben:
 Alle Arbeiten sind mit einem Kennwort zu versehen. Kennwort und Adresse in geschlossenem Briefumschlag mit der »Bahnsteigkarte« unserer Ausstellung sind beizufügen. Letzter Einsendetermin 15. Juli 30. Adresse Karstadt-Preisausschreiben, Berlin, Hermannplatz. Die Entscheidung der Preisrichter ist endgültig und nicht anfechtbar. Sämtliche Preisträger werden am 3. August d. J. bekanntgegeben

Metropol-Th.
 Täglich 8 1/4 Uhr
mit dir allein auf einer einsamen Insel!
 Michael Wehner, Alfred Czern, Flohr, Hoffmann

CASINO-THEATER
 8 1/4 Uhr
 Lothringstr. 57.
 Nur noch wenige Aufführungen!
Rentier Mudlocke
 Sommerpreise:
 Billig 50 Pf. 1.- Mark 1.50 Mark

Kleines Theat.
 Merkur 1024
 Täglich 8 1/4 Uhr
Max Adalbert in Das Parfum meiner Frau
 Lustspiel von Leo Lenz

Rennen zu Hoppegarten
 Donnerstag, den 5. Juni
 nachmittags 3 1/4 Uhr.

Direktion: Dr. Martin Zickel
Komische Oper
 Friedrichstr. 104. Merkur 1401/4330.
 Heute geschlossen!
Morgen 7 1/4 Uhr Premiere: Liebe und Trompetenblasen
Lustspielhaus
 Friedrichstr. 256. Bergmann 2920/23.
 8 1/4 Uhr Zum 250 Male
Vater sein dagegen sehr
 mit Lucie Englisch
 Vorverkauf in beiden Häusern ab 10 Uhr ununterbrochen.

Dr. Dr. Martin Zickel
Komische Oper
 Friedrichstr. 104. Merkur 1401/4330.
 Heute geschlossen!
Morgen 7 1/4 Uhr Premiere: Liebe und Trompetenblasen
Lustspielhaus
 Friedrichstr. 256. Bergmann 2922/23.
 8 1/4 Uhr Zum 250 Male
Vater sein dagegen sehr
 mit Lucie Englisch

Deutscher Metallarbeiter-Verband
Achtung!
Verwaltungsmittglieder!
 Am Freitag, dem 6. Juni 1930, feiere
 Sitzung des 20. Jahresversammlungs-
 Die Ortsverwaltung.

Junger Lokalredakteur gesucht.
 Die Chemnitz-Verwaltung sucht zum weiteren Ausbau ihrer Lokal-Redaktion eine jüngere Kraft. Bewerberinnen sind zu richten an den Vorsitzenden der Preiskommission, Reichsstaatsabgeordneter Bernhard Kuhn, Chemnitz, Zimmerstr. 19.

Füllhalter
 von
JUERGENS
 Alexanderplatz
 Neue Kölnigstr. 48

Fürstenwalde / Spree

die schöne Stadt, die jeder Berliner kennen muß. Von Gewerkschaften und Vereinen bevorzugt.

Gold aus Gummi.

Aus dem Reich der Autoreifenindustrie und Gummiplantagen.

Die niederländischen und englischen Gummiplantagenbesitzer befaßen sich in ihrer Mehrheit seit einiger Zeit mit der Ausarbeitung eines neuen Stevenson-Planes, mit dem die Erzeugung eingeschränkt und der Gummipreis in die Höhe getrieben werden soll. Wie aus einer Debatte hervorgeht, die gelegentlich der Generalversammlung der Dunlop-Rubber Company in London stattfand, sind die Aussichten des neuen Planes nicht die rosigsten; es besteht vielmehr die Wahrscheinlichkeit, daß der Kautschukpreis sich auf dem gegenwärtigen Niveau hält, das schon ganz enorme Profite zuzählt. Nach einer Erklärung Eric Geddes, des Verwaltungsratsvorsitzenden der Dunlop-Gesellschaft, ist nämlich keiner der großen Reifenkonzerne mit eigenem Plantagenbesitz zur Einschränkung seiner Rohgummigewinnung bereit.

Die Reifenindustrie Groß-Britanniens, Italiens, Japans, Rußlands und der Vereinigten Staaten

geht seit einigen Jahren immer mehr dazu über, die Gewinne der Pflanzler und des Gummihandels selbst einzufressen und ihren Rohstoffbedarf mit eigenen Produktionsmitteln zu decken. Nach unseren Informationen besitzen die folgenden großen Reifenfabriken eigene Kautschukplantagen:

- Dunlop Rubber Co., London, in Hinterindien,
- Società Italiana Pirelli, Mailand, bei Singapur und auf Java,
- Michio Fukahara, Tokio, im Staate Para (Brasilien),
- Firestone Tire u. Rubber Co., Akron (Ohio), in Liberia über 60 Quadratkilometer,
- Goodyear Tire u. Rubber Co., Akron (Ohio), in Südafrika,
- Russischer Kautschuk-Reifen-Truist auf der Halbinsel Krim.

Die russischen Pflanzungen sind allerdings noch kaum über das Versuchsstadium hinausgekommen. Bei den amerikanischen Reifenfabriken kommt zu der prinzipiellen Ablehnung der Restriktionspläne noch der Drang, in Rohstoffversorgung und Kapitalhaltung — letzten Endes auch im Kriegsfall — von holländisch-englischen Abmachungen unabhängig zu sein. So ist auch das Zustandekommen der Plantagenkonzession zu erklären, mit der Henry Ford sich vor zweieinhalb Jahren durch seine Tochtergesellschaft Ford Industrial Expansion Co. in Brasilien 15 000 Quadratkilometer sicherte. Diese riesige Gummiplantage am Tapajósfluß liefert aber noch keinen Ertrag, und Ford deckt seinen gesamten Reifenbedarf vorläufig weiter bei der Firestone Tire u. Rubber Co.

Die großen Reifenfabriken zeigen sich nicht allein den Pflanzern gegenüber als entschiedene Gegner von Maßnahmen, die sonst zum Rüstzeug des modernen Kapitalismus gehören. Sie wenden sich auch gegen Produktionseinschränkungen in der Baumwollindustrie, an der sie sich in wachsendem Maße durch eigene Spinnereien und Webereien beteiligen. Die deutsche Continental ist weiterhin mit der Außenleiterstellung ihrer Kautschukherstellung hervorgetreten; die Gewerkschaft „Alter Hellweg“ in Ulma (Westfalen) weigert sich nämlich seit Jahren, dem rheinisch-westfälischen Steinkohlensyndikat beizutreten. Schließlich sind die maßgebenden Reifenfabriken der Welt auch für Schuhzölle nicht zu haben. In der erwähnten Dunlop-Generalversammlung wandte der Vorsitzende sich sehr scharf gegen die Erhöhung insbesondere der amerikanischen Zollsätze.

Über die Reifenkonzerne sehen die Auswüchse des Hochkapitalismus nur bei den anderen. Sie selbst treffen in allen Ländern, in denen sich ihnen die Möglichkeit bietet, Vereinbarungen mit Truistcharakter. Internationale Bindungen bestehen darüber hinaus

zwischen Continental, Goodrich und Goodyear, zwischen der amerikanischen Seiberling Rubber Co. und den Gummimarkten Fulda A.-G. sowie zwischen einigen anderen Unternehmungen. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang auch die Zweigfabriken, die Dunlop, Goodyear, Michelin und Pirelli in fremden Ländern unterhalten; auf deutschem Boden kommen hier das Frankfurter Dunlop-Werk in Betracht sowie die noch im Bau begriffenen Fabriken von Michelin in Karlsruhe und Cölgebelt in Rachen.

Wie der deutsche Reifenmarkt „gemanagt“ wird.

Die Continental-Gummimarkte A.-G. nehmen vorläufig noch mit ihren Unterabteilungen Excelsior, Pollak, Peters Union und der aufgelassenen Syndikatsquote von Mittelrand eine überragende Stellung in Deutschland ein. Im übrigen sind sämtliche Reifenfabriken einschließlich der russischen auf dem deutschen Markt zu einem Verband zusammengefaßt, der sich weder als reines Syndikat noch als Kartell bezeichnen läßt. Jeder konzessionierte Händler — die Konzession wird vom Verband nur einem engen Kreis erteilt —, dem es einfallen sollte, die Verbandspreise zu mißachten oder sich auf irgendeine Weise Reifen von einer kartellfreien, ausländischen Fabrik zu beschaffen, wird von den Mitgliedern des Verbandes scharf und gemäß boykottiert, und sein Rabattguthaben ist den Fabriken verfallen; die Rabattsätze sind deshalb verhältnismäßig hoch angesetzt. Es braucht kaum besonders betont zu werden, daß die Fabriken dank dieser Methode gut verdienen; die Entwicklung des Börsenwertes der Continental-Aktien beweist es.

Doch an die Profite der Gummikonzerne mit eigenen Plantagen reichen die der Continental noch nicht ganz heran. Auch hier greifen wir wieder auf die Ausführungen Sir Eric Geddes in der Dunlop-Generalversammlung zurück, wie sie in den „Times“ wiedergegeben werden, also auf ein Material, das von keiner Reifenfabrik angekauft werden kann. Im Jahre 1929 erzielte die Dunlop-Plantagen danach einen Reingewinn von 6 956 400 Mark. Auf den Plantagen wurden 1929 19 500 000 lb. Gummi geerntet (2,2 lb. sind 1 Kilogramm). Das (englische) Pfund Gummi kam dabei einschließlich der Transportkosten bis auf einen Dampfer in Singapur auf 43,5 Pf., zu stehen. Für das laufende Jahr rechnet die Gesellschaft mit einer zehnprozentigen Steigerung des Ernteertrages und einer Senkung der Gesteuerungskosten unter 5 Pence (42,5 Pf.).

Welche Gewinne erzielt werden, mag man aus der vergleichsweise angegebenen Tatsache ersehen, daß der Rohgummipreis im Jahre 1929 zwischen 7,5 Pence (64 Pf.) und 1 Schilling 1,5 Pence (1,15 Mark) schwankte. Es wurde also allein am Rohgummi ein Reingewinn von 250 Proz. des Umsatzes erzielt.

Wie das möglich ist, zeigt schlaglichtartig eine andere Behauptung Geddes' in der Debatte der Dunlop-Generalversammlung. Er erklärte nämlich, die einmonatliche Arbeitseinstellung, die von den Befürwortern des neuen Restriktionsplanes vorgeschlagen wird, müßte eine außerordentliche „Verwirrung“ bei den „importierten“, farbigen Arbeitern der Gesellschaft in den Malaienstaaten hervorrufen; die Gesellschaft habe bis jetzt leistungsfähige Arbeitsträfte, und er wünsche nicht, daß darin eine Änderung getroffen werde. Geddes wollte damit offenbar sagen: Die eingeführten Farbigen, die durch die mehrjährigen Kontrakte zu Sklaven der Dunlop-Gesellschaft gestempelt sind, werden eine einmonatige Hungertur nicht ohne Schaden für ihre Gesundheit durchmachen können; die Dunlop-Gesellschaft ist aber mit einer derartigen „Wertminderung ihres lebenden Besitzes“ nicht einverstanden.

ja nur am Reingewinn interessiert seien und daß Umsatzzahlen allein den Aktionären noch keinen eindeutigen Einblick in den Betrieb gewährten. Das ist ein Hohn auf die berechtigten Forderungen der Öffentlichkeit, im öffentlichen und nicht im Aktionärsinteresse bei diesem Milliardenkonzern die Publizität zu erweitern. Aber Herr Duisberg, der immer große Wirtschaftsführer werden will, läßt sich ja mir von privatwirtschaftlichen und nicht von volkswirtschaftlichen Interessen leiten. Die Verflüssigung der Kohle scheint H. G. Farben einiges Kopfzerbrechen zu bereiten. Nach Duisberg ist sie auch heute noch ein Problem, dessen Lösung im Kleinen leichter gewesen sei als im großen. Die Aktionäre sollen sich aber darum keine Sorge machen.

Ausbau ohne Dividende bei Horch. Starke Steigerung der Abschreibungen.

Die Horchwerke A.-G. in Zwickau wird auch für 1929 keine Dividende verteilen, obwohl nach den Feststellungen des Aufsichtsrats der Umsatz von 28 auf 26 Millionen Mark gestiegen wurde und jezt jeder vierte in Deutschland neu zugelassene Wagen in der Preisklasse von 10 000 M. und darüber (einschließlich der Auslandswagen) ein Horch 8 ist. Der Produktionsgewinn ist von 389 auf 472 Millionen gestiegen, Handlungsunkosten und Zinsen sind aber von 1,90 auf 2,47, Steuern und soziale Lasten von 0,63 auf 0,88 Millionen Mark erhöht, so daß gegen das Vorjahr sich mit 1,40 gegen 1,42 Millionen ein etwas verringertes Bruttogewinn ergibt. Die Abschreibungen werden sehr beträchtlich, und zwar von 0,85 auf 1,32 Millionen gesteigert. Auf Debitoren wird eine halbe Million abgeschrieben, so daß man offenbar aus den Verkäufen nicht unerhebliche Verluste befürchtet. Der Reingewinn wird mit 82 000 gegen 47 000 im Vorjahr ausgewiesen und auf neue Rechnung vergrößert. Die Bankschulden sind ziemlich beträchtlich von 5,74 auf 8,87 Millionen Mark erhöht (dabei allerdings 2 Millionen, die durch langfristige Kundenwechsel gedeckt sind). Die laufenden Verpflichtungen sind von 6,65 auf 8,24 Millionen vermehrt.

Mehr Umsatz ohne Gewinn.

Emil Busch-Rathenow verbessert aber die Bilanz.

Die mit dem Zeiß-Ikon-Konzern eng verbundene Emil Busch A.-G. in Rathenow verteilt für 1929 auf ihr 3,30 Millionen Kapital, nachdem schon seit 1924 Dividendenlosigkeit vorliegt, auch 1929 keine Dividende. Der ausgewiesene Verlust von insgesamt 139 000 M. erklärt sich aber in allererster Linie aus den starken Bilanzverbesserungen und nicht aus einem gewinnlosen Geschäft, das 1929 noch eine Umsatzsteigerung von 7 Proz. gebracht hat. Der Rohgewinn ist nämlich von 1,78 auf 1,96 Millionen gestiegen, die Verwaltungskosten sind von 1,16 auf 1,09 gesunken. Schulden wurden von 1,20 auf 0,98 Millionen zur Höhe gezahlt, die Forderungen sind von 1,55 auf 1,75 Millionen erhöht, der Warenbestand wurde bei vergrößertem Geschäft mit 1,90 gegen 2,02 Millionen niedriger bewertet, und die Abschreibungen wurden aus den laufenden Gewinnen von 0,40 auf 0,70 Millionen sehr stark gesteigert.

Die Belegschaften können daraus den Schluß ziehen, daß die Emil Busch A.-G. 1929 sehr wohl beträchtliche Gewinne gemacht hat und daß das Unternehmen als durchaus rentabel angesehen werden darf. Im Jahre 1930, so sagt der Geschäftsbericht, ist bisher allerdings ein Umsatzzuwachs von 14 Proz. zu verzeichnen.

Steigender deutscher Lokomotivenexport. Im ersten Quartal 1930 auf das Sechsfache gestiegen.

In den ersten vier Monaten 1930 ist der Export von deutschen Lokomotiven auf rund 29 Millionen gegen nur 5 Millionen in der gleichen Zeit des Vorjahres gestiegen, das ist fast das Sechsfache. Die Ausfuhrmenge hat sich von 37 097 auf 201 545 Doppelzentner erhöht. Am stärksten hat Rumänien mit rund 93 000 Doppelzentnern gekauft. Dann folgen Britisch-Indien, Jugoslawien, Holland, Siam und Bolivien. Der Verkauf nach Britisch-Südafrika ist 1930 bisher ganz ausgefallen.

Der Kaliabfaß im Mai.

Die Abladungen der zum Deutschen Kalisyndikat gehörenden Kaliwerke im Mai 1930 betragen 771 932 Doppelzentner Reinkali gegen 772 932 Doppelzentner Reinkali im gleichen Monat des Vorjahres. In den ersten fünf Monaten des laufenden Kalenderjahres wurden von den Kaliwerken insgesamt 7 332 990 gegen 7 321 385 Doppelzentner Reinkali in der gleichen Zeit des Vorjahres verhandelt. Die Kaliindustrie steht also noch glänzend.

Gute Hüttenjahreskonjunktur. Die Bergbau-Bohningen A.-G. die 1929 ihr Kapital von 80 auf 50 Millionen Mark herabgesetzt hat und rund 10 000 Arbeiter und Angestellte beschäftigt, hat seit dem Ende der Inflation bisher noch nie eine Dividende verteilt. Das gute Kohlen- und Hüttenjahr 1929 aber hat einen Reingewinn von 1,99 Millionen gebracht, aus dem zum ersten Male eine Dividende von 3 Proz. an die Aktionäre ausgeschüttet werden wird. Ein neuer Beweis für die ausgezeichnete finanzielle Lage der Schwerindustrie.

Ein weicher Kabe der Filmindustrie. Die Ufa-Film A.-G. Berlin, hat schon seit 1926 jedes Jahr 10 Proz. Dividende verteilt. Sie kann das auch für das Jahr 1929 und wird sogar, da es ihr offenbar gut geht, ihr Kapital von 6 000 000 auf 1,2 Millionen Mark erhöhen. Wahrscheinlich ein weicher Kabe in der deutschen Filmindustrie.

Die Terra Film A.-G. Berlin, aus der sich die J. G. Farben zurückgezogen hat, die von einer Gruppe mit Prof. Max Reinhardt erworben wurde, und die in der Zukunft mit den Staatstheatern den Tonfilm pflegen will, meldet für das Jahr 1929 eine Verluststeigerung von rund 20 000 auf rund 600 000 Mark. Daß J. G. Farben dieses Elfen etwas zu heiß wurde, ist begründet.

Entwicklung der kommunalen Elektrowirtschaft. Die von Dr. Kauffmann, Vorstandsmitglied der Bewag, herausgegebene Zeitschrift „Das kommunale Elektrizitätswesen“ hat aus Anlaß der Weltwirtschaftskrise im Juniheft eine Reihe interessanter Aufsätze über die kommunale Elektrizitätswirtschaft in den einzelnen Ländern veröffentlicht, die eine Uebersicht über die Entwicklung und den heutigen Stand der kommunalen Stromversorgungsunternehmungen bieten.

Auslandskapital ist billig.

Amerika erwartet deutsche Anleihen. — Reparationsanleihe spätestens Mitte Juni.

Im Ausland ist der Kapitalpreis für Anleihen fühlbar zurückgegangen. Es liegt uns eine Meldung aus der Schweiz vor, wonach eine 40-Millionen-Franken-Anleihe der Rheinstraßwerk Albrud-Dogern A.-G. zu 5 1/2 Proz. in der Schweiz aufgelegt wird bei einem Zeichnungskurs von 97 1/2 Proz. Diese Anleihe kostet also noch nicht 6 Proz., auch wenn man den niedrigeren Auszahlungskurs mit einrechnet. Bemerkenswert ist allerdings, daß diese Anleihe noch billiger ist als der Kapitalpreis, der für die große Reparationsanleihe vorgesehen ist. Jedenfalls ist darüber kein Zweifel, daß der große Kapitalbedarf deutscher öffentlicher Elektrizitätswerke nach diesem Schweizer Beispiel jetzt zu sehr günstigen Bedingungen befriedigt werden könnte, und es muß von neuem mit allem Nachdruck verlangt werden, daß die von der Beratungsstelle immer noch aufrecht erhaltenen Anleihebeschränkungen zugunsten der öffentlichen Wirtschaft beseitigt werden.

In Amerika erwartet man, wie wir einer Meldung der „New York Times“ entnehmen, die baldige Auslegung deutscher Anleihen. Nach der Unterbringung der Reparationsanleihe von 300 Mill. Dollar, die zu einem großen Teile auf den amerikanischen Kapitalmarkt entfällt, rechnet man mit der Auflegung von weiteren 450 Mill. Dollar oder rund 2 Milliarden Mark internationalen Anleihen auf dem amerikanischen Kapitalmarkt. Deutschland ist an diesem Betrage nach den bei amerikanischen Banken eingezogenen Erläuterungen bis jetzt mit 32 Mill. Dollar beteiligt, und zwar die Stadt Dresden für ihre Werke mit 12 1/2 Mill. Dollar, die Berliner Verkehrsgesellschaft mit 7 1/2, die Werke Steintins mit 7 Mill. Dollar und die Vereinigten Industrieunternehmungen A.-G. (Wag) mit 5 Mill. Dollar. Zum Teil handelt es sich hierbei allerdings um Umwandlung früherer Anleihen oder um die Fundierung früherer Kredite. Jedenfalls hat die Funktion der Beratungsstelle auch hier teilweise verteuern und hemmende Wirkungen.

Aus Paris wird gemeldet, daß das gesamte Vertragswerk zur Auslegung der Reparationsanleihe noch Ende dieser Woche unterzeichnet werden kann. Bis 15. Juni soll dann die Zeichnung der Anleihe auf allen Märkten erteilt sein. Bereits in der zweiten Junihälfte soll die im Haager Abkommen vorgeschriebene Sperrze für deutsche Auslandsanleihen (des Reiches) aufgehoben werden. Auch hierdurch dürften sich die Kapitalbeschaffungsmöglichkeiten weiter verbessern.

Eine Viertel Milliarde Bankguthaben.

So gut steht der Chemietruist mitten in der Krise.

In Frankfurt a. M. hat die Generalversammlung der J. G. Farbenindustrie die Aktionäre die von der Verwaltung für das Milliardenkapital beantragten 12 Proz. Normaldividende und 2 Proz. Zusatzdividende genehmigt. Der Aufsichtsrat wurde durch je einen Vertreter der Deutschen Bank, Disconto-Gesellschaft (Schlitter) und der Darmstädter- und Nationalbank (Goldschmidt) ergänzt.

Generaldirektor Bosch bemühte sich, das von uns früher gekennzeichnete Verhältnis zwischen Gewinnsteigerung und Belegschaftszahl, das ein Licht auf die steigende Ausbeutung in Chemietruist wirft, in eine freundlichere Beleuchtung zu setzen. Er stellte fest, daß in den eigentlichen Truistbetrieben einschließlich Ammoniakwerke Merseburg, Kalle u. Co. A.-G. und der A.-G. für Stickstoffdünger in Anaplast am 31. Dezember 1929 rund 75 000 Arbeiter und 23 000 Angestellte beschäftigt waren gegen rund 65 500 Arbeiter und 19 800 Angestellte am 1. Januar 1926 zum Zeitpunkt der Fusion. Diese Belegschaftsteigerung macht immer erst knapp 15 Proz. gegenüber einer Betriebsgewinnsteigerung von über 40 Proz. in derselben Zeit. Es bleibt also dabei, daß der Chemietruist bei enormen Dividenden keine Belegschaften in wachsender Weise in den letzten Jahren ausgebeutet hat.

Im Jahre 1930 sind die Belegschaften weiter nicht unerheblich verringert worden. Was das bedeutet, zeigt noch eine weitere Angabe. Generaldirektor Schmitz erklärte nämlich, daß J. G. Farben in seinem Gesamtkonzern nicht nur keinerlei Bankschulden habe, sondern daß die Bankguthaben im Laufe des Jahres 1929 sogar noch um 100 Millionen Mark zugenommen hätten und insgesamt auf 240 Millionen oder fast eine Viertel Milliarde Mark gestiegen sind. Hier ist der zahlenmäßige Nachweis gegeben, abgesehen von der erhöhten Flüssigkeit des Konzerns, daß über die Dividende hinaus noch sehr beträchtliche Gewinne zu verzeichnen sind.

Festzuhalten sind noch einige andere Angaben: Nach den Erklärungen Boschs wurden innerhalb der J. G. und des Leunawerks im Jahre 1929 rund 364 Millionen Mark an Löhnen und Gehältern gezahlt. Die Beiträge zur Sozialversicherung, soweit sie die Firma gesetzlich tragen muß, betragen 20,5 Millionen Mark; die übrigen freiwilligen Wohlfahrtsausgaben einschließlich Pensionskasse 31,5 Millionen Mark; beides zusammen macht rund 14,2 Proz. der Lohn- und Gehaltssumme aus.

In der Kunst des Schweigens will sich J. G. Farben weiter üben. Generaldirektor Duisberg meinte, daß die Aktionäre

Iwan Heilbut: Die Zahnradbahn

Die Geschichte beginnt am Abend eines der unsinnig heißen Spätmorgens des vergangenen Jahres.

Der Dampfer trug die Passagiere, von denen die Mehrzahl mit dem Abendzug aus Salzburg gekommen war, von der Station über den See nach Sankt Wolfgang Markt. Vom Ufer, dem das Schiff entgegenarbeitete, schallte aus einem erleuchteten Hotelgarten am Wasser Musik. Die Berge begrenzten dunkel den wolkigen Himmel, als hätten sie den Frieden des Salzammerguts.

Als wir an Land stiegen, fiel mir ein geradeszu schadenfrohes Lächeln in den Augen der im Hotelgarten stehenden Gäste auf. Dem Ansehen nach waren die meisten Wiener. — Gleich darauf erfuhr ich, daß es weder in Sankt Wolfgang noch in irgendeinem Ort am Wolfgangsee ein Zimmer zu mieten gäbe — jegliche Unterkunft war besetzt. Mit anderen Worten: Sankt Wolfgang befand sich in demselben Zustand wie Berlin, wenn am Kaiserdomm eine Automobil-Ausstellung ist. . . . War das nicht eine Nachricht, die einen Mann erdlichen machen konnte? Es war abends gegen zehn.

Anfangs hatte ich gegen eine Sommernacht im Freien gar nichts einzuwenden, ich habe mehr als eine draußen verbracht. „Aber nicht in den Bergen!“ rief meine Begleiterin ein; sie mochte mir den Unterschied zwischen Flachlands- und Bergnächtchen klar.

Darauf veranfertete ich sie im Garten am See und schweißte selber in die nähere Umgebung hinaus, um jedes Lebewesen, das ich auf dem Wege traf, nach einem Zimmer zu fragen. Durch den Frieden selber war ich bald hindurch; nun tappte ich ein ansteigendes Gelände hinauf. Da und dort im Ungewissen sah ich ein Licht und brüllte mein „Hallo! guten Abend!“ Nach dreiviertel Stunden solchen Herumirren fand sich eine Frau, die, in den Pausen zwischen durchbarem Hundebegleib, nach einigem Zaudern Unterkunft zusagte. Ihr Jawort vernahmen und mit jauchzenden Beinen das Gelände abwärtsstrahlend, war eins. Schon von ferne schrie ich meinem lieben Mädchen die gute Nacht zu.

Rum hieß es, den Weg zu unserem Quartier wiederzufinden. Wir krabbelten mit dem kleinen Gepäck, das wir bei uns trugen, durch die Dunkelheit, die Luft wurde herbe. Es ging langsam gegen Mitternacht. Endlich fand ich, durch das feindselige Geheul des Hundes glücklich geleitet, das kleine Haus wieder. Die Frau trat zur Begrüßung heraus. Sie hieß Marel, war klein wie eine Zwergin, hatte helle Augen wie eine Geiß und war von so zuvorkommender Art, als glaubte sie gutmachen zu müssen, daß sie so klein war.

Sie machte uns nun die Eröffnung, daß wir nicht alleinige Gäste in dem zur Verfügung gestellten Zimmer sein würden. Ein Herr und eine Dame aus Wien schliefen bereits dort — ob wir trotzdem vorlieb nehmen wollten?

Wir hätten mit einem Fuchsbau vorlieb genommen, obgleich es in einem Fuchsbau wahrscheinlich nicht ordentlich riecht.

Als wir auf leisen Sohlen mit einer Kerze hereintraten, lagen der Wiener und die Wienerin wach und sahen uns mit europäischer Kühle entgegen. Sie waren natürlich informiert und einverstanden. Da wir uns weiterhin auf leisen Sohlen bewegten, nahmen die beiden aus Wien unseren Friedenswillen zur Kenntnis und begannen ein Gespräch. Auch sie wären am selben Abend gekommen.

Wir in der Stube waren also zu vier; die Wiener hatten das Bett und wir die Chaiselongue. Die Kerze war gelöscht, der Raum vom Schmelzen der Kerze draußen erfüllt. Wir hätten jetzt stille sein — allenfalls ein Nachtgebet an die Natur beten — und dann schlaflos einschlafen sollen. Aber das taten wir leider nicht. Jedenfalls der Wiener und ich waren noch mitteilungsbedürftig. Meine Berlinerin und seine Wienerin brummten gleich im Anfang unseres munteren Gesprächs unwillig. Sie machten sofort stillschweigendweise eine Anschließbewegung umeinander, die gegen uns Männer gerichtet war. Aber auf diese Anzeichen gaben wir nicht im geringsten acht.

Unsere Unterhaltung quer durch die Dunkelheit ging um die Bergsteigerei. Nun muß ich sagen, daß ich die Bergsteigerei um ihrer selbst willen ablehne. Ich brachte also in ruhigem Tone vor, daß ich sehr gern auf den Bergen oben drauf stünde, daß es mir aufs Abwärts aber wenig oder gar nichts zu tun wäre. — So; da war mein Wiener ganz anderer Meinung. Wofür der Weg keine Aussicht zu einem oder mehreren Gemähtürzen hat, so hatte er kein Interesse für die Partie.

„Sied doch bloß still“, sagte mit einem Ruck meine Berlinerin neben mir im Dunkeln.

„In der tiefen Nacht soich ein Gestreite“, sagte die Wienerin, „wie herzig.“

Aber der Wiener hatte — das will ich beschwören, obgleich ich ihn nicht sehen konnte — einen roten Kopf, und den wollte er nicht auf sich sitzen lassen. Ich hingegen machte für Berlin als Fremdenstadt Propaganda. Die Ueberquerung eines Berliner Fuchsbau — das sagte ich, wahrhaftig — wäre für einen Sportsmann wie ihn erst die rechte Übung; da böte sich tausendfache Aussicht für jeden, der einmal gerädet, geschleift und zerquetscht werden will. — Mein Wiener nahm meinen Hinweis für ironisch und schrie:

Da machte die Wienerin den Vorschlag, die Männer sollten sich auf der Chaiselongue zusammensetzen, um den Streit unter sich auszutragen. „Schlag's euch tot“, sagte sie, „aber weck's uns net auf.“

Ungern sah ich meine Berlinerin schenden, aber es mußte sein. Der Wiener kam auf meine Chaiselongue, und für einen Augenblick sah ich seine Augen durchs Dunkel blitzen. Mir wurde nicht wohl und in der Tat war es schon nach Verlauf einer halben Minute mit dem Flüstern vorbei.

„Nig gehn mit ihren Beinen wollen die Herrschaften“, schrie er — später erfuhr ich durch Zufall, er wohnte in Wien in Ottakring, wo die berühmten Biere zu Hause sind — „nig gehn — aber Zahnradbahnen habens gelegt.“

Von der Zahnradbahn wurde der Wiener nicht mehr still. Sie war ihm der Dorn im Auge, der Stachel im Fleisch. Diese verfluchte Bahn, die es den Großstadtbeinen so einfach machte, in Seidenstrümpfen und Stöckelschuhen die trohigen Berge zu bemastern!

„Nacht doch bloß, daß ihr stille seid“, rief meine Berlinerin, „dankt doch nur Gott, daß ihr Unterkunft für die Nacht.“

Aber der Wiener war bei der Zahnradbahn! Und erst als ein Hausbewohner von oben her auf die Decke gestürzt hatte, und ich mit dem Wiener gegen halb drei Uhr morgens in einem der wichtigsten Punkte überein kam: nämlich, daß es nicht frügemüß wäre, wenn die Damen vom Wiener Ring auf der Spitze der Jungfrau lägen, um durch ein Vergnügen die Landschaft zu betrachten — erst da wurde er stiller, und endlich still. —

Mehrere Tage später, als wir schon längst eine wohnliche Behausung beim Heger gefunden und unsere Wiener beinahe vergessen hatten, freuten wir uns in die Zahnradbahn, die zum Schafberg fährt, und freuten uns über das zuverlässige Lokomotivchen, das laut puffend mit vorgestrecktem Bauch das Zügle vor sich her in die

Sähe schob; und ärgerten uns über einen Herrn in Sportstrümpfen, der, als er den Dachstein zu sehen vermehrte, überaus eitel das Lied vom Dachstein zu singen begann. — Auf der Station Schafbergalpe stiegen wir aus und gingen gemächlich dem Gipfel entgegen.

Seidenblaugrüne Seen und Bergesketten blieben unter unserem Blick; Aes, blauer Enzian und das Alpenweilchen, dessen Kopf so überaus glänzend am Halse befestigt ist, Blumen und Falter von sonnendurchglänzten Farben sahen und gaukelten an unserem Weg. Auf der Höhe des Berges angelangt, genossen wir zuerst die Sicht in die Ferne. Da standen rundum, in unberührter Rangordnung, die hohen über den kleineren Gebirgen; die Gletscher aus ihrer sagenhaften Ferne grüßen wie Symbole kalter Weisheit und Macht. In der Nähe die langgestreckten Seen; Marktsteden und frühliche Ländereien.

Um eine Kreistafel, auf der Pfeile nach allen Richtungen hin die Berge mit ihren Namen bezeichneten, war von Touristen ein Gedränge, deren mehrere sich jeden Aufstiegs rühmten, den sie schon — erledigt hatten. Einige hatten schon den Dachstein — erledigt. Sie gewannen sofort die Achtung der anderen. Wir gingen um das Hotel herum. Ein Herr mit nachtem Oberkörper los durchs Einglas das „Journal“. Eine Dame fotografierte ihr heulendes Söhnchen. Aber im Hotel, wo wir unser Mittagessen bestellen wollten, war überhaupt nichts mehr von der Bergesluft übrig. Der Kellner war vor Arbeitsüberlastung neurotisch und brach gegen die Gäste, die es trotzdem wagten, bei ihm zu bestellen, in offene Feindseligkeiten aus. Die Gäste musterten jeden eintretenden Gast mit jenem skeptischen Blick, der gleichsam der Bürgerbrief des Großstädters ist.

So, es war Großstadt auf dem Gipfel des Berges. Wir mußten an unseren Wiener denken, und ihm zu Ehren beschloßen wir, früher als ursprünglich unser Voratz gewesen war, die Höhe zu verlassen, um bei völliger Außerachtlassung der Tatsache „Zahnradbahn“ den Abstieg zu unternehmen. Wir gingen durch die „Himmelsporte“ und kamen von da aus auf einen schredensinjogend schmalen Pfad, wo wir an einigen Stellen ins Laufen und an anderen ins Kriechen gerieten. Aber einmal kam an uns ein sehniger brauner Kerl vorbei.

Die Entdeckung des Saharakrokodils

Im Jahre 1876 entdeckte der deutsche Forschungsreisende Erwin v. Bary auf seiner Reise von Tripolis in die Zentralafrika ungefähr zwei Logereisen nordwestlich der alten Dase Nhat einen kleinen See, den seine eingeborenen Freunde und Führer Ribero nannten. Bei genauerer Besichtigung des Ufers fand er im feuchten Sande deutliche Spuren von Krokodilen. Um die Sache zu ergründen, beschloß er, die Nacht und wenn nötig, auch den nächsten Tag dort zu bleiben. Seine Leute, die vom Stamme der Asger-Tuareg waren, weigerten sich aber, auch nur eine Stunde länger am See zu verbringen, da dieser zum Gebiete der Khaggar-Tuareg gehörte, mit denen sie seit uralter Zeit in grimmigster Feindschaft lebten. So mußte sich der Forscher mit der Feststellung der Spuren begnügen.

Lange Zeit hat man dann nichts mehr vom Saharakrokodil gehört. Erst 1912 erzählte Prof. Flamant in Agier, daß ein französischer Offizier ein Krokodil im Niherssee erlegt und nach Agier mitgebracht habe. Es sei nach Paris ans Zoologische Museum gesandt und von diesem einem tüchtigen Präparator in der Stadt zum Aufstellen übergeben worden. Jedoch sei dieser sehr bald am Typhus gestorben, und, ehe es jemand hätte verhindern können, habe die Gesundheitspolizei alles, was in seiner Werkstatt war, verbrennen lassen. So endete das erste erlegte Saharakrokodil in recht ruhmloser Weise.

Als Paul Spoh vor einigen Jahren mit seinem Freunde und Meister, Prof. Schweinfurth, über dieses Vorkommnis sprach, teilte dieser ihm mit, daß es auch in der südwestlichsten Sahara, in der französischen Kolonie Mauretanie, noch einen kleinen See gebe, der ebenfalls Krokodile enthalten solle; irgendwelche Belegexemplare seien aber noch nicht bekannt.

Als Spoh nun im vergangenen Jahre vom Generalgouverneur in Dakar die Erlaubnis bekam, seine Forschungen auch auf Mauretanie auszudehnen, konnte er bald erfahren, daß der fragliche See weit im Innern an einer mächtigen Felswand liegt und Ghatasee genannt werde; früher seien hin und wieder auch Krokodile dort gesehen worden, aber in den letzten Jahren nicht mehr, so daß die Tiere wohl schon längst ausgestorben seien. Trotzdem zog es ihn, wie er jetzt im „Kosmos“ berichtet, zum Ghatasee, und nach tagelangen mühseligen Marschen durch teilweise bergiges Gelände lag ein märchenhaft schöner See von vielleicht 1/2 bis 1/4 Hektar Größe, nicht an eine himmelstreichende Felswand geschnitten, vor ihm. Ein genaues Aufsuchen des vorderen sandigen Strandes nach Spuren war erfolglos; die fast täglich eintreffenden großen Ziegen- und Schafherden, die zum Tränken weit in den See hineingingen, hatten wohl alle Spuren vertreten. Nach zweitägiger Beobachtung schien es ihm, als wenn mitten im See die Spitze einer Krokodilnase für einen Augenblick aufgeblüht wäre. Deshalb beobachtete er noch weiter, und da sand er heraus, daß die Krokodile nicht am sandigen Ufer, sondern unter der hohen Felswand, wo sich mit der Zeit durch Steinabwurf ein schmaler Weg gebildet hatte, aus dem Wasser stiegen und sich dort zwischen den Steinen sonnten. Es gelang ihm dann endlich, ein Tier zu erlegen; es maß 2,32 Meter von der Schnauzenpatte bis zum Schwanzende, hatte 21 legereife Eier in der Tracht und schien ein schon bejahrtes Stück zu sein. Auffallend ist, daß noch nie ein Tier oder ein Mensch beim Wassererschöpfen dort angegriffen worden ist. Uebrigens ist auch das Senegalkrokodil völlig harmlos. Bei dem Saharakrokodil scheint es sich um eine Keilförmigkeit zu handeln, denn weder der Ribero, noch der Ghatasee stehen mit irgendeinem Flusse oder anderen See in Verbindung. Das Krokodil liegt jetzt im Berliner Zoologischen Museum und harret seiner wissenschaftlichen Bestimmung.

Wie ein Riesendampfer entsteht

Von den Rorkhätten Glasgows aus erköst man heute eine seltsame Stadt im Entstehen, einen Wald von emporragenden Schornsteinen und Dächern. Ist es eine Riesenschiffanlage, die hier geschaffen wird? Was sich hier aus dem Chaos gestaltet, das ist das Werden eines modernen Riesendampfers, der „Empress of Britain“, die wie ein Titan zwischen Zwergen auf der Werkbank liegt. Noch ummauern sie Wälle und Ketten, noch ist sie, wie Percival Phillips in der „Daily Mail“ schreibt, Alles und Nichts, ein Wolkenkratzer ohne Lift, eine Ansammlung von Tunneln, eine Teufelsküche mit geheimnisvollen, feuerpeinenden Maschinen, ein Gewirr von Eisengerüsten in vielen Stockwerken, ein Schiff mit einem Namen, aber ohne Seele. Doch wenn erst ein Jahr vorüber sein wird, dann wird sich ein Luxusdampfer, dergleichen die Ge-

der diesen Abstieg nahm, als hüpfte er einfach eine Treppe hinunter. „Berghell!“ rief er und war verschwunden. Er war wie eine Sense. Es dauerte nicht lange, so sollten wir seinen beschülchten Hut wieder begegnen. In einer Wendung sahen wir den Mann mitten im steinigen Fels auf ein Anle niebergelassen, zu einem anscheinend verunglückten herabgebeugt, neben dem in Laurifentracht ein Mädchen stand. Wir eilten so schnell als es möglich war, hinzu, an der rechten Seite hob sich der graufelige Berg steil auf, zur linken fiel er steil ab. Aber da stieß ich einen Ruf aus und nun hatte auch meine Begleiterin die Gruppe vor uns ganz erkannt: Der Wiener und seine Wienerin!

Der unglückliche Wiener, er hatte sich den Fuß verstaucht und konnte nicht gehen, geschweige denn auf- oder abwärts klettern. Nun mußten wir ihn wohl auf den Gipfel zurück- und von dort aus in die Zahnradbahn tragen? Aber da suchte er nach einem Stein und wollte nach mir zielen. Er in die Zahnradbahn? Er? Ueber läge er hier oben die ganze Nacht; mit Freunden.

Die Wienerin meinte, Ihre Tränen machten Eindruck auf ihn. Der braune Kerl mit dem Gensbart am Hut sahte an — und nun haben und trugen wir unseren ingrimmig schweigenden Kranken durch die Wunderwelt aufwärts; wo der Fels so eng war, daß wir nur mit Mühe hintereinander zu steigen vermochten, schleppten und gerrten, stießen und schubsten wir an dem unglücklichen Wiener nach Kräften herum. Er hatte einen Batausbruch nach dem anderen. Aber er hätte Grund gehabt, dankbar zu sein. Denn sein Mißgeschick hatte ihn in verhältnismäßiger Nähe des Gipfels getroffen. Um die Mitte des Nachmittags kamen wir mit ihm oben an.

Nachdem ihm dort eine geringe hindernde Hilfe geleistet war, verabschiedete sich der Kerl mit dem Gensbart am Hut, er wollte natürlich zu Fuß hinunter, er war in den Bergen zu Haus wie ein Rauchfangkehrer im Schornstein. Der Wiener sah ihm mit bitteren Blicken nach. Er mußte sich gleich darauf in die Zahnradbahn transportieren lassen. Ich gab acht, daß ich meinen Platz im Wagon außerhalb seiner Nähe bekam. Aber einmal, während dieser melancholischen Fahrt überwältigte mich das Mißgefühl mit jenem trohigen Herzen. Ich beugte mich zu ihm vor und gab ihm auf Rannesehre die Versicherung: daß auch nach meiner Meinung das Haupt eines Berges eine andere Dekoration verlange — einen anderen Stil und anderen Geist . . . als der Wiener Ring und der Berliner Kurfürstendom.

schichte der Schiffahrt noch nicht gesehen hat, aus dem Wirrwarr entwickelt haben. Wieviel von den 2000 Reisenden, die zu gleicher Zeit die Freuden und Genüsse eines Luxusdampfers und die Zerstreungen einer Großstadt hier genießen werden, werden dem Wundermärchen seines Werdens nachhimmeln? Will doch selbst der Schiffsarchitekt, der Schöpfer dieses Zaubergebildes, nichts von einem Wunder wissen.

Nach seiner Auffassung ist die Entstehungsformel für ein solches Riesengebilde die natürlichste und einfachste Sache der Welt. Man nimmt nur 2000 Tonnen Stahl, 1/4 Millionen Nieten, 2000 Arbeiter der verschiedensten Handwerke, dann noch solche Kleinigkeiten, wie Kessel, Maschinen, Holzstäbe, Leppiche, eine Bar-einrichtung und vor allem genügend Gehirn, vereint alles dieses in einem Raum von etwa 800 Fuß Länge und 150 Fuß Breite und läßt sie 2 1/2 Jahre auseinander einwirken. Das Drama des Schiffbaues vollzieht sich in drei Akten. Zuerst kommen die Metallarbeiter an die Arbeit, die den Aufbau zusammenfügen. Ihnen folgen Zimmerleute, Kalfaterer, Klempner und die Vertreter ähnlicher Handwerkszweige, die den zweiten Akt zu Ende führen. Dann erscheinen die Ingenieure und die Kesselbauer auf dem Schauplatz, gefolgt von einem Heer von Malern, Tapezieren, Elektromontateuren, Robinenbauern und ähnlichen Künstlern, die die letzte Hand anlegen. Über der Plan zu all dieser unendlichen Vielheit, die tausend Hände beschäftigt, ist bis zu letzten Einzelheiten von Anfang an vorliegend. Der Schiffsarchitekt der „Empress“ hat auch alle ihre Möbel einworfen, Beistühle, Speisezimmerstühle und selbst jene kleinen kunstvollen Schränke, die — ein neuer Zug der Zeit — Whisky und andere Mittel, die sich gegen die Seefrankheit eignen, verschlossen halten soll. Wo sich heute noch ein Etwas aufzut, das einer unvollendeten Eisenbahnstation ähnelt, wird sich über kurz oder lang ein herrlicher Speisefeston ausbreiten, der größte ungefügte Raum, den je ein Dampfer aufzuweisen hatte. Diese Halle wird kostbare Wandmalereien und Wanddekorationen erhalten, die von dem gleichen Geist der Einfachheit getragen werden wie die ganze Einrichtung. Sie wird von Lichtströmen durchflutet sein. Ueber gefänderte Treppen gelangt man mit Lebensgefahr zu Schiffsräumen, wo sich hier ein Speisezimmer im spanischen Stil mit sorgfältig gearbeiteten Fenestüren und Kachelböden befinden wird; dort ist ein Barraum vorgesehen, der in der originellen Raffinesse heath Robinsons eine Geschichte des Codrills aufweisen wird. Die Kinder werden ein wahres Paradies finden; denn für sie sind Kinderzimmer vorgesehen, wie man sie sonst nirgends findet. Ein Wimmelrauschen, bewegliche Kradelle aller Kinderstubezeit und ein Flugzeug wird für das Vergnügen der kleinen Gäste sorgen, in dessen für die großen eine Sportarena von 60 Quadratfuß, ein gedeckter Tennisraum von zwei Stockwerken Höhe mit einer Zuschauergalerie herum, offene Tennisplätze und ein wundervolles Rauchzimmer im chinesischen Stil neben vielen Gesellschaftsräumen zur Verfügung stehen wird. Was besonders angenehm auffällt, ist die außergewöhnliche Höhe der Decke, der Kabinen und aller Räume. Im ganzen sind elf Decks vorgesehen und über diesen Riesenraum — die „Empress“ ist 200 Meter lang — werden sich die Gefasse für 423 Passagiere der ersten Klasse, 260 Reisende der zweiten, 470 der dritten Klasse und für 680 Offiziere und Matrosen verteilen.

Schmelzversuche an Eisbergen. Einen bedeutsamen Versuch, der im Falle des Gelingen sehr wertvoll für die Zukunft der Polarforschung werden könnte, unternimmt augenblicklich eine Expedition des Arktischen Staatlichen Ozeanographischen Instituts. Die Expedition, an der 16 wissenschaftliche Mitarbeiter teilnehmen, wird zwei Wochen lang auf dem Expeditionsdampfer „Perseus“ in der Barents-See kreuzen und die Schmelzwirkung des Thernits auf die arktischen Eismassen erforschen. Das Thernit ist ein Gemisch von Metallpulver mit Weisspulver, das nach starkem Erhitzen beim Weiterbrennen eine sehr hohe Temperatur entwickelt und z. B. zum Verschmelzen von Schienen benutzt wird. Prof. Schuleffin (Moskau) gelang es, bei einem Gemisch des Thernits, worin das Eisen durch manganlaures Kalium ersetzt ist, einen mehrfachen gesteigerten Wärmeeffekt zu erzielen. Die Expedition führt zwei Tonnen verschiedener Arten von Thernit mit sich. Die praktische Bedeutung dieser Schmelzversuche für die Polarforschung in ihrem Kampf mit den Eismassen wäre außerordentlich groß.

Wolfsjagd mit Radio. Auf gewissen Strecken der sibirischen Steppen wurde neuerdings ein Netz von Radiomikrophonen verteilt, durch deren Vermittlung die umherziehenden Wollschafherden durch ihr Geheul selbst ihren Standpunkt verraten. Die Empfangszentrale steht in ständiger Verbindung mit einer Anzahl von Jagdgesellschaften, die jederzeit bereit sind, auf die Meldung eines sohnend erscheinenden Geheuls hin zu einer Treibjagd auszubringen.

